Erinnerungs-Skizzen

aus

Rußland, der Türkei und Griechenland.

Entworfen

während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834

vom

Legationsrath

Tietz.

Zweiter Theil.

Coburg und Leipzig,
Verlag der Sinner'schen Hof-Buchhandlung.
1836.

Skizzen aus Konstantinopel.

(Nach zweimaligem Aufenthalt daselbst im Jahre 1834.)

Es bleibt ein ganz eigenes Gefühl, sich sagen zu können: „Du bist jetzt in Konstantinopel, in der Hauptstadt eines nichtchristlichen Landes!“ zumal für uns Deutsche, bei denen es doch größtentheils zu den piis desideriis gehört, „Islambol,“ die Stadt des wahren Glaubens, wie der Türke sie nennt, zu sehen. Nach zweiundzwanzig tägiger und nächtiger Reise, wovon der dritte Theil zu Pferde gemacht wurde, fühlte ich mich überdem höchst glücklich, endlich den nächsten Punkt meiner Bestimmung erreicht zu haben; Müdigkeit und die eingetretene Dunkelheit, da ich gerade mit der Dämmerung in die lange Gasse von Pera eingeritten war, vereitelten meinen Wunsch, noch an demselben Tage, den 6. Januar 1834, in das unermeßliche Häusermeer hineinzuschreiten, das ich aus meinem Fenster erschaute. Jedem, den ein freundliches Geschick einst in das alte, hochberühmte Byzanz führt, ist zu rathen, in Pera —

ohnedem der Sammelplatz aller Franken — im Hotel d'Europe abzusteigen.

Eine, wenn auch nicht luxuriöse, so doch freundlich-elegante Einrichtung der Zimmer, schnelle Bedienung, ein guter Tisch, ein freundlicher Wirth — Herr Tolomei, geboren in Livorno — und eine mäßige Rechnung sind Dinge, die dem Reisenden wohl angenehm seyn können. Zudem liegt das Hotel in der langen Gasse — Pera's Corso — die dem Fremden, der ein Vorderzimmer bewohnt, so manchen neuen und seltsamen Anblick gewährt, wogegen die Aussicht aus den hintern Zimmern oder vom flachen Dache des Hauses, eins der herrlichsten Panoramen der Welt darbietet. Links unten, denn das Hotel liegt hoch, am Hafen Top-hana, rechts das von den Genuesern erbaute Galata, dann der ebene Spiegel des Hafens, das goldne Horn — belebt von vielen hundert kolossalen Schiffen aus allen Enden der Welt, dazwischen einzelne kleine vergoldete Kaik's, die gleich Delphinen die Fluth durchschneiden. Am andern Ufer des Hafens das gewaltige Konstantinopel mit seiner Serailspitze, einer großen Stadt in der ungeheuern, mit seinen hunderten von Moscheenkuppeln und tausend in die Lüfte ragenden, schlanken Minarets.

Ueber den Bosphorus, schon in einem andern Welttheile, aber kaum eine Viertelstunde entfernt, das von Cypressen beschattete Scutari, in weiter Ferne die Gebirgsstreifen Asiens, so wie die lieblichen, aus dem Spiegel des Marmormeeres emportauchenden Prinzeninseln, auf welchem vornehme Griechen im Som-

mer ihre Villeggiatur zu halten pflegen. — Soviel die Dunkelheit es erlaubte, suchte vom Altane aus mein Auge von diesem magischen Anblick auf Land und Meere, der mit dem von den Camaldulensern bei Neapel dreist in die Schranken treten kann, zu erhaschen. Die Nacht und etwas, das selten genug unter diesem Himmelsstrich vorkommen mag, nämlich die Kälte trieben mich in das Zimmer zurück. Der Thermometer stand vier Grad unter dem Gefrierpunkt, auf den Straßen lag Schnee und der Mangal — ein kupfernes, großes Kohlenbecken — war mit seiner Glut ein freundlicher Tröster von außen, indeß im Innern guter, russischer Thee seine erwärmende Wirkung nicht verfehlte. Ich glaubte — um im Orient doch auch orientalische Parabeln zu gebrauchen — in Mahomed's Paradiese zu ruhen, als ich nach langer Zeit mich zum erstenmale wieder in ein Bett, noch dazu in ein höchst vortreffliches legte. Wollte ich mich recht überschwenglich ausdrücken, so würde ich sagen, daß sich diese Bettwonne nicht beschreiben läßt, sondern daß man sie selbst fühlen muß. Unruhige Neugierde ließ mich schon mit Tagesanbruch wieder erwachen. Der Gedanke, einen neuen Welttheil, den merkwürdigsten von allen, zu betreten, war so verführerisch, daß ich heute beschloß, Scutari in Asien zu besuchen und mir Konstantinopel für die folgenden Tage aufzubehalten. Vor Beginn meiner Reise hatte ich genug über die türkische Hauptstadt und deren Umgebung gelesen, war auch des Türkischen, so viel man im gewöhnlichen Leben braucht, mächtig, daß ich meine

Wanderung so viel wie möglich ohne Cicerone zu machen beschloß. Dergleichen Leute — wenn man nicht zufällig einen unterrichteten antrifft — schwächen gewöhnlich durch ihre confusen Erläuterungen den Eindruck, den das Neue auf das Gemüth macht, mehr als sie ihn erheben. Eine steile, enge Straße führt in vielen Krümmungen von dem Berge, auf dem Pera liegt, nach Top-hana hinab. Auf dem großen Platze am Ufer, wo man sich gewöhnlich einschifft, liegt eine große, prächtig vergoldete, mit Inschriften versehene Fontaine, ihr gegenüber die Hauptwache der Topdschi, — Kanoniere — links der Eingang zu dem prachtvollen Arsenal und neben diesem eine ganze Reihe von Kaffeehäusern, deren Vordächer von Weinreben gebildet sind. Nach türkischer Sitte stärkte ich mich mit Kaffee und Pfeife zu meiner Wanderung und bestieg dann einen der vielen Kaik's, die man hier unten am Landungsplatze in großer Anzahl antrifft. Es sind dieß lange, schmale, reich mit goldbronzirtem Schnitzwerk versehene Kähne, die aber so leicht gebaut sind, daß man sehr oft das Umschlagen derselben riskirt, weshalb man auch genöthigt ist, sich auf den Boden niederzukauern und so die Balance durch die Biegungen des Körpers, bald rechts, bald links, je nachdem es der Wellenschlag erfordert, zu erhalten.

Wenn sich dem Auge vom Kahne aus auch nicht die Fernsicht darbietet, die man von der Höhe Pera's hat, so ist doch das Panorama der vielen Städte, aus welchen Constantinopel besteht, über alle Beschreibung schön und interessant. Einen herrlichen Anblick

gewährt besonders der Bosphorus mit seinen malerischen Ufern, auf die Natur und Kunst ihre reichsten Füllhörner ausgeschüttet haben. Mein alter Bootsmann weidete sich an meinem Entzücken und wurde dadurch gesprächiger, als man von einem Türken erwarten durfte. Wir ruderten dicht bei dem fäschlich sogenannten Leanderthurm vorüber, den europäische Reisende gern zum Schauplatz von Hero's und Leander's Liebes- und Schwimmabenteuern machen möchten, konnten aber nicht landen, da sich jetzt dort ein kleines Pesthospital befand. Die Türken nennen ihn Kiskoulesi, Mädchenthurm (von dem türkischen Worte kis, Mädchen), er liegt Scutari gegenüber, im Bosphorus unweit der asiatischen Küste, auf einem 25 Schritte langen und 22 Schritte breiten Felsen. Auf dieser festen Grundlage erhebt sich der viereckige Thurm, dessen Fuß mit Kanonen umgeben ist, die in der Noth ein ernstes Wort reden dürften, jetzt aber nur Freudengrüße dem Sultan zudonnern, wenn er auf seiner Barke hier vorüberfährt. Auf der höchsten Spitze des Gebäudes brennt ein Leuchtfeuer, die aus dem Marmora- und schwarzen Meere kommenden Schiffe in den Hafen zu leiten. Außerdem befindet sich als Merkwürdigkeit in diesem kleinen, rings von der Salzfluth umgebenen Felsen ein tiefer Brunnen, der das herrlichste und wohlschmeckendste Trinkwasser liefert. Daß dieß, wie oben gesagt, der Thurm seyn soll, nach welchem Leander zum nächtlichen Besuch bei seiner geliebten Hero schwamm, ist falsch.

Der Schauplatz dieser Geschichte sind, wie ich

mich später durch den Augenschein belehrt habe, die Dardanellen da, wo das asiatische und europäische Ufer sich am meisten nähern. — Eine Sage, durch welche dieser Thurm von den Türken den Namen „Mädchenthurm“ erhalten und die mir mein Bootsmann halb in russischer, halb in türkischer Sprache mittheilte, scheint mir glaubwürdiger, d. h. wenn man einigermaßen dem türkischen Fatalismus ergeben ist. Vor mehreren hundert Jahren wurde einem Sultan (ich habe vergessen, welchem?) von seinen Astrologen prophezeiht, daß er durch eine Schlange sein Leben verlieren würde. Um diesem Schicksal zu entgehen, ließ er den Felsen säubern, einen Thurm darauf bauen, diesen aufs Prachtvollste einrichten und zog dann mit seinem Harem hinüber, wo er in den Armen der Liebe herrlich und in Freuden lebte. „Aber toujours perdrix,“ meinte der alte Herr, „verderben endlich den Magen!“ und so befahl er, ihm einen frischen, weiblichen Artikel vom Festlande zuzuführen. Die schönste Georgierin erschien in dem meerumgürteten Asyl oder Exil und überreichte ihrem nunmehrigen Gebieter als Huldigungsgabe ein Körbchen mit Blumen. Wohlgefällig nahmen Seine Hoheit das Geschenk aus den Händen der reizenden Geberin, wurden dabei aber von einer kleinen giftigen Schlange, die sich ungesehen in das Körbchen versteckt hatte, in den Finger gebissen, so daß der Beherrscher der Gläubigen eines elenden Todes starb. Nach diesem Mädchen, die das Fatum als Vollzieherin seines unabänderlichen Beschlusses ausersehen, soll nun der Thurm benannt seyn. Herr von

Hammer, der gelehrte Orientalist, der Constantinopel besser von innen und außen kennt, als die meisten Constantinopolitaner selbst, erzählt uns eine andere Sage, nach welcher der Thurm seinen Namen erhalten. Dreihundert Jahre vor dem berühmten spanischen Cid, vollbrachte ein arabischer Sid, zubenamt „der Kampfheld," hier am Bosphorus nicht minder sagenswerthe Thaten, bis er im Jahre 739 n. Chr. im Kampfe gegen die Byzantiner fiel. Einem griechischen Herrscher war prophezeiht, daß seiner Tochter großes Unheil durch Schlangen drohe, weshalb er sie in diesen Thurm sperrte, um sie dadurch vor Unheil zu bewahren. Sid, der Kampfesheld, der die Prinzessin liebte, blieb trotz ihrer Einsperrung dennoch durch Taubenpost und Blumensprache mit der Geliebten in Correspondenz, ja es gelang ihm sogar unter einer Verkleidung bis zu ihr zu gelangen. Huldigend überreichte er ihr einen Blumenkorb, ein Schlange schoß daraus hervor und biß die schöne Brust der schönen Prinzessin. Aber eben so schnell sog der Sid das Gift mit seinem Munde aus der Wunde, ob welcher Heldenthat er dann die Geliebte von deren Vater zur Gemahlin erhielt. So war des Schicksals Spruch erfüllt, aber auch zugleich das Leid in Freude verkehrt worden. — Ob nun Herr von Hammer oder mein alter Schiffer aus dem Stamme der Emirs recht hat, der mir die erste Geschichte erzählte, will ich nicht entscheiden. — Es bietet sich hier Gelegenheit dar, einige erklärende Worte über die Emir's einzuschalten, welche Benennung, wie man in Europa

glaubt, nur Vornehme tragen. Dem ist aber nicht so. Die Emir's nämlich sind Nachkommen des Ali, Gemahls der Fathyma, Tochter von Aïsché, Mahomed's Lieblingsgemahlin. Da dieser Titel sich nun aber auf alle Abkömmlinge, väterlicher und mütterlicher Seits, fortgeerbt hat, so ist die Anzahl derselben so verbreitet, daß sie wohl den dreißigsten Theil der Nation ausmachen und nicht nur Vornehme, sondern auch Bootsknechte, Lastträger, Postillone u. s. w. dazu gehören. Ihr Unterscheidungszeichen ist die grüne Binde um den Turban. Der Sultan, obgleich er, wie alle ottomannische Prinzen, nicht vom Geschlechte des Propheten abstammt, pflegt diesen grünen Emir-Turban zu tragen, wenn er incognito seine Residenz durchstreift.

Wir stiegen in Scutari, dem alten Chrysopolis, an's Land, das, obgleich es nur eine Vorstadt Konstantinopels ist, dennoch 200,000 Einwohner zählen soll. Es war ein reges Leben in der mit einer Menge Buden besetzten Hauptstraße, die sich allmählig vom Meere aus erhebt. So eben bezog eine Abtheilung türkischer Soldaten die Hauptwache mit klingendem Spiel. Das Musikchor trug mit einer ausgezeichneten Präcision die neuesten Sachen von Bellini und anderen Italienern vor. Der Chef der ganzen türkischen Militärmusik ist jetzt Donizetti, ein Bruder des in neuerer Zeit bekannt gewordenen italienischen Maestro; die Musiker selbst sind größtentheils junge Leute von 15 bis 18 Jahren, aber trefflich einexercirt, besonders ist mir ein junger Virtuose auf der

Klapp-Trompete aufgefallen, den ich später bei Gelegenheit des Zugs des Sultans in die Moschee hörte und der jeder europäischen Kapelle Ehre machen würde. — Durch die Reformation, die der Sultan in seinem ganzen Reiche seit Ausrottung des furchtbaren Janitscharen-Corps eingeführt hat, ist auch die abenteuerliche türkische Militärkleidung verschwunden und eine europäisirte zum Vorschein gekommen. Seitdem von der preußischen Regierung in neuester Zeit mehrere Male Militärs zur diplomatischen Regulirung politischer Differenzen nach Konstantinopel geschickt wurden, hat der Sultan die Farben der preußischen Uniformen, dunkelblau und roth, annehmbar gefunden und sie bei seinen Truppen eingeführt. Es besteht die türkische Uniform, sowohl bei der Cavallerie als bei der Infanterie, aus blauen Kosaken-Pantalons mit rothem Streif, einer runden blauen Jacke mit rothem Kragen und, was noch orientalisch geblieben ist, dem rothen Fez, einer hohen Mütze mit blauer Seidenquaste. Die Offiziere tragen blaue, mit Schnüren besetzte Oberröcke, ebenfalls mit rothem Kragen; auf der linken Seite der Brust befinden sich kleine metallene Sterne, nach denen die Chargen unterschieden werden. So haben die Korporale und Sergeanten Sterne von Bronze, die Lieutenants und Kapitäns von emaillirtem Gold, die Majors vom nämlichen Metall, nur größer; die der Obristen sind mit Diamanten besetzt und hängen in goldenen Ketten von der linken Schulter auf die Brust herab. Die Staabsoffiziere haben außerdem noch volle goldene

Epaulets. Das Riemenzeug zu Patrontasche und Säbel ist weiß bei der Infanterie, bei der Cavallerie schwarz. Die Artillerie trägt bei Paraden statt des Fez schwarzsammetne Czako's mit einem gelben Messingschilde, worauf sich eine Kanone befindet. Obgleich durch die vielen in türkischem Dienst befindlichen fremden Offiziere eine strenge Ordnung beim Militär eingeführt ist, so fiel es mir doch auf, daß die Mannschaft im Gliede nicht nach der Größe rangirt war, sondern daß Groß und Klein neben einander stand; nach welcher Regel die Leute gestellt waren, blieb mir unbekannt. — Das Offizier-Examen zur Artillerie — die Examinatoren bestehen größtentheils aus frühern französischen Offizieren — ist schwieriger, als man glauben sollte. Erst unlängst ist ein Fall vorgekommen, daß ein deutscher Offizier, der jetzt Artilleriehauptmann in einem andern Staate ist, in Konstantinopel, wo er in die türkische Armee eintreten wollte, das Examen nicht bestand. Uebertritt zur muhamedanischen Religion ist nicht mehr nothwendig.

Ich miethete in der Stadt einen Türken mit zwei Pferden, um eine Excursion nach dem in der Nähe belegenen Berg Burgurlu zu machen. Wir ritten durch mehrere Straßen und wendeten uns dann rechts zu dem großen Kirchhofe, dicht bei der Stadt, der durch die vielen dunkeln, hohen Cypressen einem heiligen Haine gleicht und mit einer unzähligen Menge von Denkmälern besäet ist. Diese Epitaphien bestehen aus einem viereckigen, hochaufgerichteten Stein,

worauf sich der Name des Verstorbenen und eine kurze Inschrift, aus dem Koran genommen, befindet, z. B. „Kurz ist das Leben!“ — „Alles vergeht!“ — „Heute ich, morgen du!“ — Oft sind diese Inschriften aber auch länger und bekunden die dichterische Phantasie des Morgenländers. Als Probe mögen hier einige derselben Platz finden.

„Mir hat, so oft der Frühling kam zurück,
„Der Fluren Grün des Lebens Lust versüßt;
„Im Frühling geh' vorbei, o Freund! und blick'
„Auf's Grün, das frisch aus meinem Staube sprießt.“

„Aller Menschen harrt die Stunde,
„Alle Reiche geh'n zu Grunde,
„Ihn nur, den Lebendigen,
„Wird Zeit und Tod nie bändigen.“

„Niemand schaden, Allen helfen,
„Jedermann ein Engel seyn,
„Das ist Wahrheit, diese bleibet,
„Geht mit uns zum Himmel ein.“

Dann auf dem Grabe eines Mädchens:

„Zur Welt kam eine süße Nachtigall,
„Sie flog auf Haine, Flur und Wasserfall,
„Durchstrich mit Lust den weiten Weltpalast,
„Entfloh als Schmetterling dann ohne Last.“

Ferner Probe türkischer Philosophie, ebenfalls auf einem Grabsteine:

„Ein Narr war ich,
„Als Narr ging ich,
„Als Narr war ich geboren,
„Ich habe nichts gewonnen, nichts verloren.“

Auf der Spitze der Steintafel prangt ein Turban von Marmor, an dessen Form man erkennt, weß Standes der Verstorbene war. Die Gräber selbst gleichen üppigen Blumenbeeten, so daß ein türkischer Gottesacker einen ernst=freundlichen Anblick gewährt und bei heiterm Wetter häufig von Türken besucht wird, die theils zwischen den Gräbern langsam dahin wandeln oder neben einem ihnen theuern Grabhügel in scheinbar tiefem Nachdenken ihre Pfeife rauchen. Auch die heutigen warmen Sonnenstrahlen, die die gestrige Kälte und den Schnee weggezaubert hatten, war bei den Todten viel lebendiger Besuch, da besonders dieser Kirchhof bei den Türken deswegen sehr beliebt ist, weil sie sich sehnen, lieber hier als auf der europäischen Küste begraben zu seyn, von wo sie, einer alten Sage nach, doch über kurz oder lang von einem nordischen blonden Volke vertrieben werden sollen, wobei auch vielleicht die Ruhe der Todten nicht respectirt werden würde. Größtentheils wohl wegen der Aussichten auf das jenseitige, von Mahomed höchst reizend geschilderte Paradies, vielleicht aber auch durch den Gedanken, in kühler Erde so recht con amore der Ruhe pflegen zu können, welche den Türken über Alles theuer ist, mag ihnen der Tod weniger furchtbar scheinen.

Unser Weg führte uns an den Trümmern eines,

aus Sultan Murad's Zeiten herstammenden, jetzt zerstörten Serails vorüber, das, hart am Meere, einen romantischen Anblick auf das gegenüber liegende Konstantinopel von der Serailspitze bis zu den sieben Thürmen gewährt. Wir wandten uns jetzt links, indem wir rechts Kadi-Keui an der Landspitze von Calcedonien liegen ließen, und gelangten durch üppige Fluren, an mehreren geschmackvollen Köschk's vorbei, zu dem Fuße des ziemlich hohen Berges Burgurlu, den wir auf den Füßen unserer Rosse recht bequem bestiegen. Man genießt von hier aus eine unbeschreiblich schöne Aussicht über zwei Welttheile und zwei Meere, da man außer dem nahe liegenden Marmormeer auch noch in der Ferne das schwarze Meer herüber blinken sieht. Kleinasiens Küste, die Prinzeninseln, Scutari, Konstantinopel, das reichgeschmückte, mit seinem grandiosen Hafen, dann Top-hana, Pera, Sanct Dimitri, der Bosphorus mit seinen reizenden asiatischen und europäischen Ufern. Eine üppige Landschaft, mit Flecken und Dörfern besäet, liegt zu den Füßen des Beschauers; es ist ein so reiches Gemälde, daß das Auge die Schönheiten kaum zu fassen vermag. Ich kenne Lissabon nicht, dies Blatt aus dem Trifolium schöner Gegenden, weiß aber, daß diese Ansicht von dem Berge Burgurlu die von Neapel übertrifft. — Auf dem Rückritte berührten wir den am Bosphorus liegenden kleinen Ort Begler-Bey und in Scurari angelangt, bewog mich ein scharfer Appetit, in eine türkische Restauration zu treten, weil ich erst um fünf Uhr einem Dinér bei dem r...schen

Geschäftsträger entgegen sehen konnte. Etwas Kibap (kleine am hölzernen Spieß gebratene Stücke Hammelfleisch) und ein paar Dutzend Austern, die so eben frisch aus dem Bosphorus kamen und auf allen Straßen für eine geringe Kleinigkeit feilgeboten werden, machten mein Dejeuner aus, nach welchem ein Kaik mich über die Fluthen nach Top-hana zurück trug. Dort kam mir Halil Pascha, der jetzige Schwiegersohn des Sultans, Chef sämmtlicher Artillerie, ein ausgezeichnet thätiger Mann, den man täglich überall im Dienst beschäftigt sieht, entgegen, hoch zu Roß, mit einem vor ihm zu Fuß laufenden und gewiß aus dreißig Menschen bestehenden Gefolge, das, wie bei allen Großen des Reichs, aus Kaffeeschenken, Pfeifenstopfer, Sorbetbereiter und dergleichen Hofchargen besteht. — Ermüdet von den regen Eindrücken, welche das Neue, nie Gesehene auf mich gemacht, langte ich in meinem Hotel wieder an.

Der nächste Ausflug galt dem eigentlichen Konstantinopel. Die Ueberfahrt geschieht immer von demselben Platze bei Top-hana, von wo ununterbrochen ein Menschenschwarm zu Schiffe nach allen Theilen des ungeheuern Stambuls sich ergießt. Mit gleichem Interesse betrachtete ich jedesmal die schon oben erwähnte schöne, mit goldenen Inschriften versehene Fontaine und die nebenbei gelegene herrliche Moschee Kalidsch Ali Pascha's, die den Platz eben so schmücken, wie die Kaserne der Kanoniere und die Stückgießerei. Unser Wasserweg durch den Hafen führte uns an dem türkischen Admiralschiffe vorbei, das in

der Mitte der Fluthen ruhig vor Anker lag und auf dessen Verdeck nur einige Schiffssoldaten, zwar nicht mit brennenden Lunten, aber doch mit brennenden Pfeifen an den Kanonen-Luken sichtbar waren. Seine Pfeife kann der Türke nun einmal nicht missen, weshalb auch der auf die Wache ziehende Soldat stets am Säbel seinen langen Tschimbuki — Pfeife — hängen hat. — Gegenüber von Top-hana stiegen wir am Landungsplatze des Gartenthors — Baghdsche Kapu — aus, und so klimmte ich ohne Begleiter — da ich mir die Richtung nach den emporragenden Minarets der Sophien-Moschee gemerkt hatte — die enge Divanstraße bergauf, bis zu dem nicht großen dreieckigen Platze, auf dem die Quintessenz von ganz Konstantinopel zusammengedrängt ist, nämlich links die sogenannte hohe Pforte, die in's Serail führt, und rechts die hochberühmte Aja Sophia. In der Mitte des Platzes sprudelt die schöne, mit Gold überladene Fontaine, erbaut von Sultan Achmed dem Dritten. Da mir der —sche Gesandte (dem ich überhaupt so viel Freundliches während meines Aufenthalts in der osmannischen Hauptstadt zu verdanken habe) zugesagt hatte, mir eine Gelegenheit zur Beschauung des Innern der Sophien-Moschee zu verschaffen, so begnügte ich mich diesmal, das Aeußere anzustaunen, das keinen freundlichen, aber überaus großartigen Eindruck hervorbringt. Eine niedere Mauer umgiebt den kolossalen Tempel und schließt zugleich einen mit Blumen, Springbrunnen und Cypressen geschmückten Vorhof ein. Die Zeit und ei-

nige Erdbeben (besonders das unter Kaiser Justinian) haben tüchtig an dem alten Bauwerke gerüttelt und gewaltige Strebepfeiler es nur vor dem Einsturze bewahren können. Daß diese, wie die meisten Reisenden klagen, den Bau entstellen und verunzieren, habe ich — mag mein Geschmack ein verdorbener seyn — nicht gefunden. Aus dem Gewirre von Mauerpfeilern, kleinen Kuppeln und Anbauen ragt die Hauptkuppel, die an Größe nur von der der Peterskirche in Rom übertroffen wird, riesig und majestätisch hervor, indeß rund herum die vier schlanken und sehr hohen Minarets nur noch mehr die kolossale Architektur des Hauptgebäudes hervorheben. Die düstere Außenseite der Mauern, eine Farbe von der Zeit gemalt, paßt zu dem ernst-ehrwürdigen Bauwerke. Es ist zu bemerken, daß die Sophienkirche — türkisch: Aja Sofia — zu den vierzehn kaiserlichen Dschéamy's gehört, die mehr als einen Minaret haben. Meßjid's (ausgesprochen: Metschet) mit einem Minaret giebt es über 300 in Konstantinopel und den Vorstädten.

Jetzt galt es einen Versuch, ohne den Schutz eines Türken so weit im Serail vorzudringen, wie es nur möglich. Vor zwanzig Jahren wäre eine solche unerlaubte Neugierde eines Keavour (ausgesprochen: Jauer — Christenhund) vielleicht mit einer ruhigen Niedersäbelung von Seiten der Serailwache bestraft worden, die ich aber jetzt — auf das türkische Vorschreiten in der Kultur bauend — nicht fürchtete. Ein neuer Papierbogen aus meiner Mappe, in die so eben eine flüchtige Zeichnung des angestaunten Tem-

pels niedergelegt war, wurde hervorgeholt und rasch die „Hohe Pforte“ skizzirt, die aber jetzt — Schmach der verderblichen Aufklärung! — des originellen Schmucks einiger Staatsverbrecherköpfe entbehrte, die sonst auf silbernen Schüsseln in den beiden Seitennischen des Thores, mit einer Tafel, worauf das Verbrechen angezeigt, ausgesetzt waren. Jeder Türke wünscht übrigens von Herzen, recht bald das Haupt des alten Intriguanten Mehmed Ali's, Pascha von Egypten, zu einem Besuche bei der hohen Pforte hier ankommen zu sehen. — Hinsichts der Architektur zeichnet sich dies Thor durch seine Schwerfälligkeit, wie die ganze mit vielen Thürmen versehene Mauerbefestigung, die das Serail umgiebt, aus. Das Innere der Pforte ist durch al fresco gemalte Arabesken geziert. Ueberall, wo in christlichen Ländern das Wappen des Landesherrn aufgehängt ist, prangt hier der Namenszug des Sultans; so auch über der hohen Pforte in zwei Fuß hohen vergoldeten Buchstaben. Der Großherr ist bei seinen Unterthanen als ausgezeichneter Kalligraph berühmt; wenn man die labyrinthischen Schnörkel des Namenszuges anstaunt, dringt sich der Gedanke auf, daß in dem türkischen weniger, als in irgend einem andern Kabinette unterzeichnet werden dürfte.

Da sich an der hohen Pforte keine Wache zeigte, schritt ich wohlgemuth hindurch und gelangte auf einen großen, gepflasterten viereckigen Hof, dessen Gebäude eben keinen großartigen Anblick gewährten. Auf der rechten Seite befindet sich das Krankenhaus

für die Bewohner des Serails, nebenbei die Wachtzimmer der Soldaten. Das Gebäude links ist das Arsenal, früher die Kirche der heil. Irene, erbaut von Konstantin dem Großen, in welchem eine Sammlung von altrömischen Kriegsmaschienen, so wie Waffen der Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon aufbewahrt werden sollen. Neben dem Arsenal liegt die Münze und der großherrliche Schatz. In der ersten wird so miserabeles Geld geprägt, daß dadurch der zweite einer der reichsten Europa's geworden ist. In diesem Hofe soll, wie ich leider erst später erfuhr, auch der große steinerne Mörser liegen, in welchem der Sultan, wenn er etwa mit dem Mufti nicht ganz zufrieden ist, diesen zu Brei zerstoßen läßt, da er das hochwürdigste Blut des geistlichen Oberhaupts des türkischen Reichs nicht vergießen, also ihn nicht enthaupten lassen darf. — Gegenüber von der hohen Pforte, die die Türken Baba-Humajim nennen, liegt die Orta-Capou, dies zum zweiten Hofe führende Thor, das mit seiner leichten Bauart, mit seiner geschmackvollen Malerei einen freundlicheren Anblick gewährt. — Unter diesem Thorwege befindet sich rechts die Thüre zu dem Zimmer der wachhabenden Soldaten, links die zu dem Zimmer ihres Offiziers, des Capoudji = Baschy. Auf Bänken im Innern der Pforte kauerten mehrere Infanteristen, Tabak rauchend, wovon ich den Einen, einen schon bejahrten Mann mit freundlicher Physiognomie — den ich mir meines Fortkommens im Serail wegen zum Freunde machen wollte — um etwas Atesch für meinen Tschim-

buki bat. Sehr höflich wurde mir auch alsbald eine brennende Kohle auf meine Pfeife gelegt, die ich, ächt türkisch, auf allen meinen Excursionen, sowohl in als außer der Stadt, mitführte, und ich dann zum Sitzen genöthigt. Nachdem mir noch eine Tasse „Kavéh“ überreicht war, begann die Unterhaltung in einem Gemisch von türkisch, russisch und italienisch, ein Sprachwirrwarr, als ob der heilige Geist über uns gekommen und uns mit verschiedenen Zungen begabt hätte. Der Türke ist sehr neugierig und ich mußte auch hier ein komplettes Examen aushalten, bei dem es auf die Richtigkeit der Antworten nun wohl gerade nicht ankam. Auch hier, wie auf meiner ganzen Reise durch die Türkei fand ich — trotz der Rodomontaden englischer und französischer Zeitungen — daß man sehr freundlich und dankbar gegen die Russen gesinnt sey und sich des höflichsten Entgegenkommens gewärtigen kann, wenn man auf die Frage: „ne digarlu sin? aus welchem Lande sind Sie?“ antwortet: „ben moskof! ich bin ein Russe!“ eine Antwort, die man aus Klugheit wohl geben kann, auch wenn man dabei gegen die Wahrheit sündigt. — Die türkischen Militärs fragten mich nun, wie mir dies und jenes in Stambul gefalle, worauf ich dann natürlich nicht unterließ, im höchsten Entzücken jedesmal: „e-ü! pek-e-ü! schön! sehr schön!“ zu antworten, worüber sich die Moslemin's gewaltig freuten und mich für einen Franken von ausgezeichnetem Geschmack erklärten. Das war mir schon recht und ich rückte nun mit der beschei-

denen Bitte hervor: „ob ich nicht den zweiten Hof betreten dürfe?“ — „Das sey so eigentlich nicht erlaubt,“ meinte man, „doch wolle man mit mir allenfalls eine Ausnahme machen. Der alte Herr Soldat würde mich begleiten und mir die Merkwürdigkeiten erklären.“

Dieser zweite Hof, etwas größer als der erste, ist nun schon ein Muster des ächt-türkischen Gartengeschmacks. Sprudelnde Springbrunnen, Köschke, kleine Bäder, Blumenbeete, dann eine schöne, dunkle Cypressen-Allee, die in schiefer Richtung links nach der Eingangsthüre der eigentlichen Wohnung des Sultans führt, dazu die Aussicht über die niedern Gebäude, rechts im Hintergrunde weg auf emporragende, grüne Baumgruppen, Spitzen von hochliegenden Köschken, nadelförmigen Minarets und Moscheenkuppeln, — alles dies bietet ein fremdartiges, abenteuerliches und angenehmes Gemisch, das den Abendländer auf das Höchste interessirt und fesselt. In mir machte es den Wunsch rege, von oben aus, etwa in einem Luftballon, diese Mischung des Lieblichen und Grotesken, des Prachtvollen und Einfachen, das in der Ringmauer des Serails eingeschlossen ist, zu beschauen.

Obwohl mein alter Begleiter nicht große Lust hatte, ging er doch endlich mit mir die Cypressen-Allee hinab, bis zu dem vielberühmten Divan, dem eigentlichen Sitze der türkischen Regierung, auf dessen Gebäude sich ein kleiner, bleigedeckter Thurm befindet, der auf der Spitze mit einer großen goldenen Kugel geschmückt ist. Gern wäre ich in das Innere

hineingedrungen, allein das war zu viel verlangt, und mit vielen Bitten und höflichen Redensarten brachte ich meinen Soldaten nur so weit, mich empor zu heben, so daß ich durch eins der Fenster, die etwas hoch vom Boden entfernt sind, die innere Herrlichkeit des Serails anschauen durfte. Die Wände sind von Marmor, mit reichvergoldetem Schnitzwerk geziert; im Hintergrunde des Saals über einem etwas erhöhetem Polster, dem Sitze des Großveziers, befindet sich ein goldenes Gitter, hinter dem früher der Sultan bei den Audienzen fremder Gesandten zu sitzen pflegte. Jetzt ist das auch anders, frei und unverhüllt zeigt er sich jetzt den Fremden. Mein Blick hatte vielleicht nur eine Minute auf den Herrlichkeiten geruht, als ich hinter mir einen Schlag hörte, in demselben Augenblicke meine alte, türkisch-militärische Stütze unter mir wich und ich stehenden Fußes auf ebener Erde anlangte. Eilenden Schrittes sah ich meinen Soldaten den Rückweg nach der Wachstube antreten. Der Schlag, den ich vernommen, rührte von der Berührung eines Kantschuh's mit meines Begleiters Rücken her. Der Handhaber des Züchtigungsinstruments war eine, dem Anscheine nach männliche, reichgekleidete türkische Figur, die aber mit einer weiblichen, kreischenden Stimme auf mich herein perorirte; aus einzelnen Worten und ungestümen Gesten entnahm ich, daß es Vorwürfe ob meiner sträflichen Neugier waren.

Es wurde mir endlich klar, daß es ein schwarzer Verschnittener und zwar von höherem Range sey.

So stelle ich mir übrigens die Bewohner der Hölle vor. Die häßlichste, mit kolossalen Backenknochen begabte Negerphysiognomie, die man sich denken kann; ein unförmiger Bauch, der schlapp bis auf die Lenden hinabhing; mißgestaltete, verdrehte Beine und Füße; Arme, so lang, daß der Nicht-Mann bequem eine Münze von der Erde aufheben konnte, ohne sich zu bücken; dazu die widerwärtige, kreischende Diskantstimme. Alles dies bildete eine Karrikatur, werth, in einem Hoffmannschen Phantasiestücke als Stern erster Größe zu prangen. — Ich gab mir alle Mühe, dem Herrn begreiflich zu machen, daß meine Neugierde von wegen so viel Herrlichkeiten, die mich, dem erstaunten Franken, hier umgaben, wohl Verzeihung verdiene. Das schwarze Ding ließ sich auch durch meine süßen Worte kirren und wurde etwas sanfter. Seine Vorwürfe gingen allmählig in ein dünnstimmiges Grunzen über. Unter solchen Verhältnissen hatten wir den Rückweg angetreten und waren dann wieder unter das Thor gelangt, wo auf einer Steinbank sich der Haremsbeamte nieder- und mit mir in einen Diskours einließ, der den gewöhnlichen türkischen Neugierstempel trug. Zu seiner Ehre muß ich sagen, daß er unterdeß mehreren bettelnden Knaben freigebig Almosen spendete. Ob vielleicht vor mir, dem Giaur, zu glänzen, lasse ich unentschieden. Bald darauf führte man ihm ein herrliches weißes arabisches Roß vor, auf welchem er, nachdem ihn zwei Stallknechte hinaufgeschrotet hatten, das Serail verließ, von den anwesenden Türken sehr unterthänig

begrüßt. Mehrere dieser Eunuchen, die ich sah, wurden von dem Volke mit derselben Ehrfurcht behandelt, wonach zu schließen, daß sie in großem Ansehen stehen: ein schlechter Ersatz für das, was sie entbehren. Alle ritten schöne Pferde, die mir lieber wie die Reiter gewesen wären. Alle aber, obgleich sie aus den innern Höfen des Serails kamen, bestiegen erst an dem Thore Orta-Kapu die Pferde, da Niemand als der Sultan in den zweiten Hof hinein reiten darf.

Auf dem Rückwege nach dem Hafen gerieth ich auf den Bazar, der einen ganzen Stadttheil zu bilden scheint und aus wahren labyrinthischen Gängen besteht. Wenigstens wurde es mir schwer, nachdem ich länger als eine Stunde darin umhergeirrt war, mich wieder herauszufinden. Die Buden, durch welche die Straßen gebildet werden, sind aber mit großer Ordnung vertheilt, so daß in jeder Reihe nur Waaren von einer und derselben Art zu erhalten sind. Mich interessirten am meisten die schönen Pfeifen- und Waffenvorräthe; aber wie schwer — fast unmöglich — wäre es einer cultivirt-europäischen Dame geworden, sich von den Läden mit Shawls loszureißen? Was die solide Eleganz in diesem Artikel betrifft, kann das Pariser Palais-Royal hier seinen Sieger suchen. Tücher der schönsten, weichsten Art blenden mit ihrer Farbenpracht fast das Auge, und ein Spekulant hier an Ort und Stelle könnte, bei dem großen Unterschied des Preises mit dem übrigen Europa, bessere Geschäfte machen, als in den spanischen

Finanzangelegenheiten des Herrn Toreno. — Wer an das jüdische Feilschen unserer Kaufleute in Europa gewohnt ist, wird sich durch die einfache Verkaufsweise der Türken angenehm überrascht fühlen. Der türkische Kaufmann nennt, darum befragt, den Preis seiner Waaren. Man findet es zu theuer und wendet sich zum Weggehen. „Ich lasse," ruft der Türke ganz ruhig dem Käufer nach, „so und so viel von meiner Forderung ab. Die Waare ist gut, ich betrüge Dich nicht. Willst Du, so kaufe, wo nicht, so gehe und ahkbetin oerola!" Diesen letzten Gruß: „möge Dein Ende selig seyn!" bekommt der Franke noch auf den Weg. Auf weiteres Feilschen und Handeln läßt sich der Türke nun gewiß nicht ein, er hat sich hinlänglich aus seinem Phlegma gerissen und genug gesprochen. Ruhig raucht er, auf seinem vorspringenden Ladentische mit untergeschlagenen Beinen sitzend, seine Pfeife, und ihm scheint es nun höchst gleichgültig, ob man kauft oder nicht. Betrügereien kommen höchst selten bei den türkischen Kaufleuten vor, ganz im Gegensatze zu dem „hochherzigen" Griechen, der sich bei seinem Schacher zehntausendmal bei der heiligen Mutter Gottes verschwört, daß er ein ehrlicher Mann sey, und hinterher in's Fäustchen lacht, daß er Dich derb betrogen hat. „Ein Grieche überlistet zehn Juden!" rühmt der Hellene von sich selbst sprüchwörtlich, und das mit vollem Rechte!

Einen bedeutenden Theil der Bevölkerung von Konstantinopel machen auch die Juden und Armenier

aus. Der Makel der Verworfenheit, welcher auf dem in der ganzen Welt zerstreuten Volke der Hebräer, sey es mit Recht oder Unrecht, lastet, beschwert auch in der Türkei seinen Nacken. Nicht nur der Verachtung und Mißhandlung der Türken, sondern auch der hier lebenden Christen sind sie fortwährend ausgesetzt. Schimpfreden und Steinwürfe der Knaben verfolgen den Hebräer, wo er sich nur zeigt und es wäre ihm nicht zu rathen, in den christlichen Stadttheilen sich z. B. in der Osterzeit sehen zu lassen. Der Haß der Christen hat sich gegen sie besonders seit der Zeit vermehrt, als beim Beginn der griechischen Insurrektion der griechische Patriarch und andere Priester ermordet wurden, bei welchen Schreckensscenen die Juden sich nicht nur durch Verrath, sondern auch durch blutdürstige Theilnahme beim Morde auszeichneten. Den Juden ist sogar der directe Uebertritt zur mahomedanischen Religion nicht gestattet, da sie in solchen Fällen erst die christliche Taufe empfangen müssen, die gleichsam den unverzeihlichen Makel des Judenthums abwäscht, bevor sie im Glauben des Moslim aufgenommen werden können.

Was die Armenier betrifft, so ist ihr Fleiß und ihre Gewerbsthätigkeit zu loben, übrigens betrügen sie, trotz Juden und Griechen, sind dabei schmutzige Schweine erster Sorte, verbinden damit eine unübertreffliche Grobheit und Unverschämtheit und hinsichts der Geschmacklosigkeit suchen sie ihres Gleichen. Den Ohren nach könnten sie zum Eselsgeschlecht gerechnet werden, denn größere sind mir bei Menschen

selten vorgekommen, eben so hat die Natur sie mit kolossalen Händen und Füßen begabt. — Das Sprichwort sagt: „der Perser ist grob, der Grieche unverschämt, der Türke geschmacklos, der Armenier aber grob, unverschämt und geschmacklos zusammen,“ — man muß hinzufügen: „dieß alles in der höchstmöglichsten Potenz,“ um das Sprichwort zu einem durchaus wahren zu machen. Das weibliche Geschlecht bei den Armeniern ist gewöhnlich von üppiger Körperform, doch sind die Gesichtszüge zu stark ausgeprägt, als daß man das Antlitz noch interessant nennen könnte. Ihre eheliche Treue ist ein Punkt, in dem sie mit Recht das „schwache“ Geschlecht genannt werden dürften, und von keinen Frauen hört man in Konstantinopel scandaleusere Galanterien, als von den Armenierinnen.

Einen komischen Anblick gewähren die Franken, die man doch immer in hinlänglicher Anzahl in der Stadt, besonders aber auf dem Bazar umherstreifen sieht, die wegen der hier nie aufhörenden Pest mit etwas Aengstlichkeit begabt sind. So sah ich ein paar Engländer, Beafsteak's von Kopf bis zu Fuß, die in einer deutschen Residenz, beide Hände in den Seitentaschen, an ein Ausweichen nicht gedacht hätten, hier gar possierliche Manöver machen, indem sie sich, wo etwa ein größerer Menschenhaufen ihnen entgegen kam, platt an die Buden mit dem Rücken drückten und mit vorgehaltenen dünnen Spazierstöckchen die Pest abzupariren versuchten. Daß es an komischen Beugungen und Krümmungen der Britten

und an lächelnden oder auch wohl erzürnt ausschauenden Gesichtern der Türken nicht fehlte, kann man sich vorstellen. — Wenn der Glaube an Vorherbestimmung, dem die Türken anhängen, in gewisser Hinsicht gar nicht zu verwerfen, ja wohl tröstlich ist, so hat dagegen dadurch ihre Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit einen hohen Grad erreicht. Kleidungsstücke der an der Pest Gestorbenen werden öffentlich verkauft und wieder getragen, denn „Allah kerim!" Gott ist groß! spricht der Gläubige und damit ist alle Furcht verbannt. So dachte auch ich, wenn ich mich in belebten Kaffeehäusern, im dicksten Menschengewühle des Bazar's herumtrieb und der liebe Gott hat mich vor dieser türkischen Landplage bewahrt, wie er mich an andern Orten glücklich durch die Cholera schlüpfen ließ. Furcht ist der ergiebigste Krankheitsleiter und Verbreiter, Furchtlosigkeit und ein wenig Vorsicht dagegen ein treffliches Medicament, das man freilich in keiner Apotheke kauft.

Nirgends in der Welt sieht man wohl eine größere Anzahl Hunde, als in Konstantinopel. Ohne einem Herrn zu gehören, bilden sie unter sich eigene Corporationen, von welchen jede sich auf eine Straße beschränkt. Läßt ein vierfüßiger Fremdling aus einer andern Gasse es sich gelüsten, ein fremdes Revier zu betreten, so wird er von den andern dermaßen zugerichtet, daß er selten noch so viel Kraft behält, in seine Heimath zurückzukehren, wogegen die Hunde einer und derselben Straße höchst friedfertig mit einander leben. Ihre Nahrung besteht aus Resten von

eßbaren Dingen, die man auf die deshalb stets schmutzigen Straßen wirft. Doch auch hier zeigt sich die Mildthätigkeit des so oft mit Unrecht verrufenen Türken. Viele Moslemin's nämlich legiren in ihrem Testamente ein kleines Capital, dessen Zinsen eigens dazu bestimmt sind, die herrenlosen Vierfüßler zu füttern. Darum sieht man an jedem Morgen Leute, bepackt mit schlechtem Fleische, durch die Straßen ziehen, auf deren eigenthümlichen Ruf die Hunde herbeieilen und ihr Almosen in Empfang nehmen. Wirft eine Hündin Junge, so baut der Hauseigenthümer, in dessen Nähe sich die Wöchnerin niedergelassen, eine kleine Strohhütte neben seiner Thüre, wohinein sich dann die Mutter mit ihren Kindern begiebt. Zur Verschönerung der Straßen dienen freilich diese Anbaue nicht, allein die gute mildthätige Absicht läßt den Uebelstand wohl übersehen. Der Charakter der Hunde, eine eigene, den Schäferhunden gleichende Race, ist nicht der lobenswertheste. Beim Sonnenschein liegen sie mitten in den Straßen und geniren sich der Vorübergehenden wegen nicht im Geringsten, den „breiten Stein“ behauptend. Bei schlechtem Wetter nehmen sie das durch die vorspringenden Dächer gegen den Regen geschützte schmale Trottoir ein, und auch hier muß man ihnen sehr subtil ausweichen, wenn man nicht böse Gesichter, knurrende Vorwürfe oder nach jedesmaliger hündischer Laune beißende Erinnerungen in den Beinen mitnehmen will. — Noch ist zu bemerken, daß man sich keines Beispiels von tol-

len Hunden in Konstantinopel erinnert und die Hitze also nicht die Ursache dieses Uebels seyn kann.

Ermüdet von der Wanderung am Tage, lag ich eines Abends mit türkischer Bequemlichkeit auf dem Sopha, als Walzer von Strauß und Lanner aus der Nachbarschaft lockend zu mir herüber tönten. Auf mein Befragen berichtete der aufwartende Kellner Franzesco, daß gegenüber in dem ebenfalls in der langen Gasse Pera's belegenen Hotel d'Italie heute der erste Carnevalsball stattfinde. Für diesen Winter hatte die Wirthin des Hotels (bei allen Franken, hauptsächlich aber bei den russischen Land- und Flotte-Offizieren unter dem wenig aesthetischen Namen „die dicke Lisette" bekannt) vom Sultan das alleinige Privilegium erhalten, Bälle in Pera nach europäischer Sitte zu geben. Immer auffordernder klangen die liebesseufzenden Walzer des Bogenzauberers Strauß. „Sehr anständige Gesellschaft," versicherte zudem Francesco, „würde ich auch dort treffen." Was war also natürlicher, als daß ich rasch aufsprang, vielen Fleiß auf meine Toilette anwandte, meinen neusten petersburger Frack und dito Schuhe anzog und in Ermangelung von Kutschen und Sänften auf dem Rücken des Kellners mich durch die schmutzige Straße schräg gegenüber in das Ballhaus tragen ließ. Eine Treppe führte in das obere Stockwerk. Auf dem Flur, der in den konstantinopolitanischen Hotels gewöhnlich zum Billardzimmer benutzt wird, saßen als Kassirer zwei Armenier in dunkeln Talars und hohen schwarzen Filzmützen, mit untergeschlagenen Beinen, aus

langen Pfeifen rauchend. Nachdem ich neun Piaster — ohngefähr 20 Silbergroschen — für den Eintritt bezahlt hatte, hob man den die Thüre verdeckenden Teppich auf und schob mich in das Heiligthum Terpsichorens. Kaum hatte ich einen Blick auf die Scene geworfen, als mir Claurens grotesker „Wurstball" von den Ufern der Spree einfiel, der sich hier am Gestade des Bosphorus mit einigen nationellen Abänderungen wiederholte. Der erste und eleganteste Cavalier, den ich erblickte, war ein Bedienter, der mich an demselben Tag beim Dinér, das ich bei seinem Herrn, dem russischen Geschäftsträger einnahm, bedient hatte. Ueberglücklich wirbelte er in dem Arm seiner Tänzerin dahin, einer ziemlich massiven Person im fränkischen Kleide, das aber nur bis kurz über das Knie reichte und die untern mit weiten, türkischen Pantalons bekleideten Partien erblicken ließ. Eine schwarze Maske bedeckte ihr Antlitz, so wie das aller Tänzerinnen. Ein junger Kaufmann aus Wien, der sich später zu mir gesellte und in diesem Revier schon etwas bewandert schien, erklärte mir, daß die Damen größtentheils zum Küchendepartement oder zu der Priesterklasse der indecenten Venus gehörten, an denen hier ein großer Ueberfluß herrschen soll. Das Herrenpersonal bestand aus Bedienten der verschiedenen Gesandtschaften, italienischen, französischen und russischen Matrosen und — türkischen Unterroffizieren, die in ihrer europäisirten Uniform, erfreut darüber, daß sie so weit in der Cultur vorgeschritten, wohlgefällig umherstolzirten und von denen einige sogar

mittanzten. Was das bei dem türkischen Phlegma sagen will, mag man daraus ermessen, daß der Großvezier, der vor einigen Jahren einen Ball beim französischen Botschafter besuchte, diesen, auf die tanzenden Cavaliere und Damen zeigend, fragte: „wie viel er dieser Tänzerbande für den Abend bezahle?" — Was im Saal des Hotels nicht tanzte, saß auf den Bänken, die an den Wänden umherstanden, und rauchte; die Damen hielten sich stark an den Punsch, ein Lieblingsgetränk der Konstantinopolitaner, an dem sich der Geschmack besonders seit der Zeit bedeutend vermehrt hat, seitdem das große russische Lager am Ufer des Bosphorus thronte. — Der Saal mit einfachen weißen Wänden war eben so einfach mit hölzernen Kronleuchtern und altmodischen Spiegeln, vor welchen Unschlittlichter brannten, verziert. Vor den Fenstern hingen Stücke von bunten Papiertapeten. Am obern Ende des Saals befand sich die aus einigen Bretern zusammengenagelte Tribüne für die Musiker, Mitglieder einer türkischen Regimentsbande, die aber ganz vortrefflich aufspielten. — Contretänze, Walzer, Galoppaden und Masurka wurden mit solchem Eifer von den Tanzenden ausgeführt, daß ich bei der leichten Bauart des Hauses mehr als einmal in der fürchterlichen Hoffnung schwebte, mit dem ganzen Personal niederzukommen, nämlich in's Parterre hinab, so zitterte, wenn auch nicht ein Königreich, doch das Hotel d'Italie in Pera. Bei den fränkischen Tänzern habe ich nur zwei Fracks bemerkt, die übrigen waren höchst bequem in Stiefeln und Ueberröcken, einige von

den Seeleuten sogar in dicke, langhaarige, wollene Regenmäntel, wie man sie im Süden auf Seereisen im Winter gewöhnlich zu tragen pflegt, gekleidet. Hüte und Mützen behielt man nach löblicher türkischer Manier an dem Ort, wohin sie eigentlich gehören, nämlich auf dem Kopfe, was ich mit meinem Hute dann auch that, um nicht gegen die Sitte zu verstoßen und mit grämlichem Gesichte angeschaut zu werden wie ein Christ in der Synagoge. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde in dieser etwas unbehaglichen Atmosphäre ausgehalten, ging ich höchst befriedigt und mit dem lebhaften Wunsch, hieher nicht wiederkehren zu dürfen, die Treppe hinab. Vor der Hausthüre stand, eine Papierlaterne in der Hand, ein griechischer Bube von ungefähr 17 Jahren, der das edle Gewerbe eines Ruffiano trieb und mir mit der gewöhnlichen griechischen kriechenden Unterwürfigkeit für diese Nacht eine herrliche Haremslust versprach, wenn ich ihm folgen wollte. Ich dankte ihm mit einigen derben Schimpfworten, aus allen möglichen Sprachen zusammengesetzt, und miethete ihn dagegen für einige Para's, mich auf seinem Rücken nach meiner Wohnung zu tragen. Die noch lange forthallende Musik wiegte mich endlich in Schlaf, der mir als willkommenes Stärkungsmittel nach einem perotischen Balle erschien.

Mein Wunsch, das Innere der Sophien-Moschee zu sehen, wurde durch den —schen Gesandten, dessen Gefälligkeit mir so viel Annehmlichkeiten in Konstantinopel verschaffte, erfüllt. Bei dem guten Vernehmen,

in welchem sein Hof mit der hohen Pforte steht, ward es ihm leichter, als irgend einem Andern, vom Reis-Effendi einen Ferman für mich auszuwirken. Mit diesem gewichtigen Eintrittsbillet schiffte ich eines Tags über den Hafen nach Stambul hinüber, begleitet von zwei Mann der türkischen Ehrenwache des Gesandten. Früher waren es Janitscharen, die diesen Posten versahen, zu welcher Klasse die jetzigen Leute gehören, weiß ich nicht, doch ist ihr Aeußeres kriegerisch. Sie tragen rothe Jacken und Pantalons von eben der Farbe, überreich mit Gold gestickt, dazu aber leider nicht mehr den nationellen, wohlkleidenden Turban, sondern den jetzt türkisch-modernen Fez. Im reich vergoldeten, breiten Ledergürtel prangt neben dem messingenen Tinten- und Federbehälter, ein kleines Arsenal schöner Waffen, wenigstens trug jeder von meinen Begleitern zwei Paar herrliche Pistolen, ausgelegt mit Perlmutter und Silber, dann einen kostbaren Handschar, an der Seite einen Säbel und in der Handdas Zeichen ihres Amtes, einen hohen, silbernen Stab. Ihre Anzahl erstreckt sich bei jedem Gesandten auf vier bis acht, die in dem Gesandtschaftshotel wohnen und deßwegen allmählig sich in die Sitte der Nation einleben, die der Gesandte vertritt. Geht dieser in Geschäften aus, so ist er stets von mehreren Mann dieser Leibwache begleitet, die bei dem Volke im großen Respekt stehen.

Wir gingen zu einem bei der Moschee wohnenden Imam, der ernst und höflich, nachdem er den Ferman gelesen, sich als Führer in das Heiligthum

vorstellte und sich erbot, uns dorthin durch den anmuthigen Vorhof des Tempels zu führen.

Gegen Nord, West und Süd ist die Aja-Sophia von eigenen Vorhöfen umgeben, gegen Ost bildet der freie Platz zwischen ihr und dem Serail einen solchen. Der Hauptvorhof, — den die Türken auch „Harem" nennen — ist der gegen West belegene, der sich bei allen türkischen Tempeln vorfindet, so wie der gegen Ost gewöhnlich zum Kirchhofe bestimmt ist. Bei der Sophien-Moschee findet die Ausnahme statt, daß die zum ewigen Ruheorte bestimmten Plätze auf der Süd- und Nordseite sich dem Tempel anschließen.

Drei Seiten des westlichen Vorhofs sind mit offenen, gewölbten Arcaden versehen, nämlich gegenüber dem Eingange des Tempels und zu beiden Seiten desselben. Rechts von der mittlern Eingangsthüre zeigt sich ein niederer Thurm mit spitzem Dache; es war bei der einstigen christlichen Kirche der Thurm der Glocken, deren eherne Zungen jetzt verstummt sind, seit die Lehre Mahomeds im Tempel wiederhallt. An diesen Thurm stößt ein Gebäude, in welchem wir 30 Stufen hinabstiegen und an die Cisterne gelangten, die sich fast unter der ganzen Moschee hinzieht und den Moslim's zu den ihnen vom Propheten befohlenen Waschungen dient. Zu demselben Gebrauch ladet mitten auf dem Hofe auch noch eine sprudelnde Fontaine ein. — Es führen aus diesem Vorhofe drei Thüren, wovon die mittlere die kleinste ist, in die erste Vorhalle des Tempels, zu christlicher Zeit der Aufenthalt der Büßenden und Ka-

techumenen, denen der Eintritt in das Innere nicht gestattet war. Sie ist entblößt von allem architektonischen Schmucke und hat außer diesen 3 Thoren noch 2 gegen Süd und Nord — Eingänge zu den Treppen der Minarets, und fünf, die in die zweite Vorhalle führen. Diese hat außer diesen fünf Thüren, durch welche es uns frei stand, aus der ersten Vorhalle einzutreten, wiederum zwei Thore gegen Süd und Nord, die uns nach dem Chore der Frauen hinaufführen, und dann noch neun Thore, die sich in das Innere des Tempels öffnen. Alle diese Thüren, deren Angeln sich in Marmor bewegen, sind von Erz und man erblickt auf ihnen noch Spuren von erhabenen Kreuzen, die die Glaubenswuth der Türken zu vernichten bemüht war, wogegen sich bronzene Arabesken und andere Verzierungen wohl erhalten haben.

Kehren wir wieder nach außen zurück, um auch die andern Seiten des wunderbaren Gebäudes zu betrachten, so finden wir auf der Ostseite, d. h. der, dem Serail zugekehrten, nur zwei Thore, die unmittelbar von dem öffentlichen Platze in den Tempel führen. Auch durch diese, wie durch sämmtliche der Sophien = Moschee muß man zwölf Stufen hinabsteigen, da der Boden des Tempels bei weitem niedriger liegt, wie der der Umgebung. Leicht bemerkt man hier die Verschiedenheit des gegen Süd=Ost gelegenen Minarets von den drei andern, da dieses auf Befehl Mahomeds II., als er die Stadt eroberte und den christlichen Tempel zu einem türkischen bestimmte,

rasch aufgebaut wurde und sonach der erste moslemitische Gebetthurm ist, der sich in Konstantinopel erhob.

Der nördliche Vorhof des Tempels besteht aus einem länglichen, baumbepflanzten Viereck, aus welchem Treppen zu den Gallerien innerhalb der Moschee hinaufführen, und wir treffen in demselben noch ein kleines, achteckiges Gebäude, die frühere christliche Sakristey, jetzt zu einem Heumagazin für die Marställe des Sultans profanirt. — Der südliche Vorhof, in welchen man durch ein Thor aus dem westlichen gelangt, ist ebenfalls ein Quadrat; aus dunkeln Cypressen ragen die Turbé's, die kleinen Begräbnißkapellen der Sultane hervor. Das Innere derselben ist bei allen so ziemlich gleich, mit Marmor reich verziert, von Lampenkränzen, die von der Decke herabhängen, erleuchtet; Koran's an dünnen Ketten befestigt, laden die andächtigen Moslim's ein, für die Verstorbenen ein Gebet zu lesen. Die Särge stehen über der Erde und sind mit kostbaren Zeugen bedeckt. Am Kopfende ruht auf niederer Säule ein Turban, zum Zeichen, daß ein Großherr hier ruhe, die Großfrauen, d. h. die Gemahlinnen der Sultane entbehren dieses Hauptschmucks. Dergleichen Turbé's finden sich bei allen Moscheen; in denen bei der Aja-Sophia ruhen Selim II., Murad III., Muhamed III., Mustapha I. und Sultan Ibrahim. Als das merkwürdigste Turbé dürfte das von Murad III. genannt werden, der hier in der Mitte seiner 120 Kinder liegt, die alle an einem Tage auf Befehl seines Nachfolgers erwürgt wurden. Man weiß nicht, ob man

mehr über die Fruchtbarkeit des Einen, oder über die Grausamkeit des Andern staunen soll.

So wie man in das Innere des Tempels selbst eintritt, fällt der Blick auf die Kostbarkeit des Materials, denn die Wände, Säulen, Wölbungen, Arkaden und der Fußboden bestehen aus den kostbarsten Porphyr- und Marmorarten; der freie Gang, der sich in der Mitte hindurchzieht, ist mit schönen türkischen und persischen Teppichen bedeckt. Das Auge erhebt sich mühsam zu der Riesenkuppel, die im Durchmesser 115 Fuß mißt, dabei aber so flach gewölbt ist, daß die Höhe der Wölbung nur 19 Fuß beträgt. Diese Kühnheit des Baues läßt sich nur dadurch erklären, daß die Ziegel zu der Kuppel aus einem so leichten Thon in Rhodos verfertigt wurden, daß ungefähr 12 derselben nur das Gewicht eines jetzt gebräuchlichen Backsteins haben. Doch bleibt es immer ein Wunder der Kunst, von dem Procopius mit Recht sagt: „die Kuppel der heiligen Sophia erscheine so lichtvoll und luftig, daß sie an einer Kette vom Himmel herabzuschweben scheine.“ — An die Hauptkuppel schließen sich zwei Halbkuppeln, jede 94 Fuß weit, und an diese wieder auf jeder Seite drei noch kleinere, so daß das Ganze ein aus neun Kuppeln gebildetes Oval ausmacht. Durch vierundzwanzig in der Kuppel befindliche Fenster fällt das Licht in das Innere. Während der Nächte des Monat Ramazan strahlt ein Lichtmeer aus mehreren tausend, aus den Wölbungen herabhängenden Lampen, die aus buntem Glase bestehen und mit gemalten Straußeiern, künstlichen Blumen und dergleichen Zierrathen

abwechseln. — Oben in der Kuppel liest man den in zehn Ellen hohen Buchstaben geschriebenen 36sten Vers der 24sten Sura des Korans:

„Gott ist das Licht der Himmel und der
„Erde. Sein Licht ist wie ein Fenster in der
„Wand, worin eine Lampe brennt mit Glas be=
„deckt. Das Glas glänzt wie ein Stern, die
„Lampe wird entzündet vom Oele eines gebe=
„nedeiten Baumes. Kein östliches, kein westliches
„Oel, es leuchtet dem, wem Er will.“ —

Zwischen den vier Schwibbögen des Gewölbes befinden sich in musivischer Arbeit die vier kolossalen Erzengel: Gabriel, Israel, Raphael und Michael, welchen die Türken die Namen der vier Hauptgefährten des Propheten, nämlich: Ebukekr, Ali, Osman und Omar, beigeschrieben haben; dann griechische Inschriften und Spuren, welche andeuten, daß mehrere Malereien übertüncht worden sind. — Die Bögen sind leider in der beliebten türkischen Art bunt angestrichen und auf weiße Mauerflecken überall Stellen aus dem Koran angeschrieben.

Man schaudert unwillkührlich, wenn man die Säulen anstaunt, die diese furchtbare Last tragen und von denen einige, durch Erdbeben erschüttert, aus ihrer Lage bedeutend gewichen sind. Anthemius, der nach dem großen Erdbeben unter Justinian, die eingestürzte Kuppel wieder herstellte, hat sich als wahrer Bau=Meister in dem ganzen Werke gezeigt, indem er von den Regeln seiner Vorgänger abwich und dennoch ein majestätisches und dabei originelles Ganze

schuf. Die Griechen stellten da, wo zwei Säulenreihen über einander nöthig waren, den Fuß der obern Säule auf das Kapital der untern. Hier, wo das Schiff ebenfalls aus zwei Stockwerken besteht, stellte Anthemius in der obern Reihe mehr Säulen, wie in der untern, deren Karniese und Kapitäler hinsichts ihrer Verzierungen geschmackvoll sind, doch zu keiner der fünf Ordnungen gehören. Im Ganzen befinden sich im untern Raume des Tempels vierzig Säulen, eine bei den Morgenländern beliebte Zahl der Pracht und Herrlichkeit, — oben auf den Gallerien aber sechszig, wozu noch sieben über den Thoren kommen, so daß die Summe von 107 Säulen, wiederum eine bei den Orientalen als mystisch betrachtete Zahl, herauskommt. — Am Ende der nach Westen gelegenen oberen Gallerie befindet sich ein verschlossener Raum, an dessen Wände noch mehrere griechische Heiligenbilder befestigt sind, so wie noch andere, unordentlich durcheinander geworfen, den Boden bedecken. Aus welchem Grunde, oder durch welche Scheu bewogen, die Türken diese hier oben in Ruhe gelassen, da sie doch in dem untern Stockwerke alle auf die Wände gemalten christlichen Heiligen vertilgt haben, ist mir unerklärlich. — In einem andern Winkel der obern Gallerie liegt dicht an der Wand eine große, weiße, viereckige Marmortafel, an der man Spuren findet, daß sie früher mit erhabener Arbeit versehen gewesen ist. Nur folgende Chiffer $C\frac{n}{o}$, an deren Fuße ein Kreuz, ist noch sichtbar, da sie in den Stein

hineingearbeitet ist. Hierunter, meinte der Imam, sey der Kaiser Konstantin begraben, was mir etwas unbegreiflich schien; der Leichnam müßte denn in der Wölbung, die die Decke des untern Stockwerks und den Boden des obern bildet, hineingemauert seyn. Die Türken sind übrigens in dergleichen komischen Behauptungen stark, die sie mit dem größten Ernst den Fremden mittheilen, und da es beleidigend wäre, zu zweifeln, so muß man schon einen Köhlerglauben affectiren.

Im untern Raume, nach Osten zu, stand in der christlichen Sophien-Kirche der Hochaltar. In dieser Nische befindet sich jetzt der bei den Türken die Stelle des Altar's vertretende Mihrab, ein mit goldenen Inschriften versehener Behälter, in Form eines Kastens, in welchem der Koran aufbewahrt wird. Nun ist es aber bei den Mahomedanern nothwendig, daß der Mihrab stets in der Richtung gegen Mekka, in Konstantinopel also gegen Südosten stehe, wodurch hier derselbe also nicht mitten in der Nische, sondern seitwärts aufgestellt ist. Dahin müssen auch die Gläubigen im Gebet ihr Gesicht wenden, weshalb auch sämmtliche Anwesende in schiefer Richtung in der Kirche standen und — wie Herr von Hammer witzig bemerkt — „den großen Querstrich vorstellten, den der Islam in's Christenthum gemacht hat.“ — Auf derselben Seite, rechts, dicht beim Mihrab, neben einem kleinen Pfeiler, befindet sich der „Minber,“ d. i. die Kanzel, auf welcher Freitags der Chatib ein Gebet für den Sul-

tan spricht. Zwei Fahnen stecken an beiden Seiten dieses marmornen, auf niedern Säulen ruhenden und wie ein Sopha geformten Minber, als Zeichen des über Christen und Juden triumphirenden Mahomedanismus. — Eben so stehen rechts und links von dem Mihrab zwei Pyramiden von weißem Marmor, und an jeder dieser Säulen eine kolossale Wachskerze. — Links in der Nische, gegenüber dem Minber, befindet sich die mit einem dichten, goldenen Gitter geschlossene Loge des Sultans, zu welcher der Eingang von außen führt, und die mit reichen Teppichen verziert ist. — Aehnlich wie die Weihwasserbecken in katholischen Kirchen, finden sich zwei ungeheure Marmorkrüge in der Moschee, die Sultan Murad III. von der Insel Marmara hieherbringen ließ, und deren Inhalt, kaltes Wasser, zur Labung der Gläubigen bestimmt ist. — An dem ganzen Bau ist Alles großartig und kolossal, von Außen und von Innen, von dem Fuße bis zur Spitze, auf welcher als würdiges Schlußstück das Zeichen des Islam's — zugleich das alte Wappen der Stadt Byzanz — der riesige Halbmond, den Murad III. mit 50,000 Dukaten vergolden ließ und der fünfzig Ellen im Durchmesser halten soll, im Sonnenglanze thront. Ob er aber hundert Meilen zu Meer und bis auf den Gipfel des bithynischen Olympos im Strahl der Sonne sichtbar sey, bezweifele ich.

Die Türken zeigen außerdem in ihrem Tempel Reliquien, die, wenn sie ächt und nicht durch mahomedanische Mährchen erst dazu gemacht wären, auch

dem Christen von religiösem Interesse seyn müßten. Auf der südlich gelegenen obern Gallerie sieht man einen ausgehöhlten rothen Marmorblock, es ist oder soll seyn: „die Wiege Jesu,“ dann der Trog, in welchem unser Heiland von seiner Mutter Maria gewaschen ist; beide sind von Bethlehem hieher gebracht. Links vom nördlichen Eingangsthor der Moschee, im untern Raume derselben, sieht man eine Säule, „die schwitzende“ von der Feuchtigkeit genannt, die sich fortwährend auf ihr zeigt, und ein unfehlbares Heilmittel gegen jede Krankheit seyn soll, wogegen jedoch die konstantinopolitanischen Kirchhöfe den besten Beweis liefern. Ferner neben dem Thore, das hinaus auf den Platz gegen das Serail führt, das „kalte Fenster,“ welches von den gelehrten Türken als ein Ort bezeichnet wird, der auf die, welche hier den Koran lesen, als sehr „Geist erleuchtend“ gepriesen wird. Zuletzt besahen wir auf der obern Gallerie, gegen Westen, neben einem Fenster einen hellen Stein, ebenfalls als ein Wunderwerk gepriesen und der „leuchtende Stein“ genannt. Es ist ein klarer, reiner Marmor, dessen Glänzen sich dadurch erklärt, daß er die Strahlen des Lichts durchsichtig einsaugt und sie, von der Sonne beschienen, funkelnd widerstrahlt.

Schon hatten wir mehrere Stunden mit Besichtigung des Tempels zugebracht, als der Gottesdienst begann, dem wir in einer fernen Ecke beiwohnten, um die Andacht der Gläubigen durch unsere profane Gegenwart nicht zu stören. Vor dem Mihrab stand

ein Imam mit zwei Sängern, die in klagenden, lang-gehaltenen Molltönen mehrere Strophen sangen; war eine beendet, so rief der Imam: „Allah il Allah!“ bei welchem Ruf die in langen Reihen stehenden andächtigen Moslemins sich mit dem Gesichte auf die Erde warfen und in dumpfmurmelndem Gebete einige Minuten in dieser Stellung verharrten. Dann richtete sich die ganze Versammlung wieder auf und wiederholte beim Schlusse der folgenden Strophe dieselbe Bewegung. Diese Ceremonie dauerte ungefähr eine halbe Stunde.

Zum Lobe der jetzigen Duldsamkeit der Türken muß ich anführen, daß während meines ganzen Aufenthalts in der Moschee mir nicht die kleinste Unannehmlichkeit begegnete, daß nicht die geringste Neugierde auf den Gesichtern der Moslim's bei meinem Anblicke sich zeigte. Als der Gottesdienst geendet und wir aus der Ecke, in der wir gestanden, wieder in den mittleren Raum der Moschee zurückkehrten, gingen die Türken ernst und würdig mit ihrer gewohnten Ruhe an mir vorüber, ohne irgend ein Zeichen des Mißfallens oder des Erstaunens zu zeigen. Vielleicht flößte meine Begleitung mit den silbernen Stäben dem Volke Respekt ein. — Als wir auf den Vorhof hinaustraten, hatte sich dort ein großer Vögelmarkt etablirt. Viele Türken traten heran und kauften ganze Käfige voll der gefiederten Waldbewohner. War der Kauf geschlossen, so öffnete der Käufer das Gefängniß und schenkte den kleinen Gefangenen die Freiheit. Wieder eine mildthätige Hand-

lung, die der Koran den Gläubigen vorschreibt, und die mit Achtung gegen den Propheten erfüllt, der neben vielem Unsinn doch auch viel Gutes lehrte.

Gewiß basirte sich die erste Handlungsweise Mahomed's auf reines Wohlwollen und Menschlichkeit und nur stufenweise mag er hart und grausam geworden seyn, als ihn die Wuth seiner Feinde zu Repressalien reizte. Fanatismus und steigender Ehrgeiz trieb ihn zu Schwerdtesthaten, wodurch er seine Meinung, seine Lehre zu verbreiten suchte, und findet man nicht auch ähnliche Beispiele in der christlichen Religionsgeschichte, obgleich der göttliche Stifter Frieden und Duldung lehrte? Man blicke z. B. nur auf die Kreuzzüge zurück! Das Schwerdt verschaffte Mahomed vielleicht mehr Anhänger, als seine Predigten, und doch dauert, wunderbar genug, seine aufgedrungene Religion kräftig und unvertilgbar fort. Unmöglich kann ich ganz in den Tadel einstimmen, der sich so reichlich über Mahomed ergießt. Er war eingedenk empfangener Wohlthaten, wie seine fortdauernde Dankbarkeit gegen seine erste Gemahlin Kadischah bewies, — menschlich, wie es sich in seinem Befehl erweiset, beim Verkauf von Gefangenen die Mutter nicht von den Kindern zu trennen, — großmüthig, man erinnere sich seiner Schonung gegen die Anführer des ihm feindlich gesinnten Stammes Koreisch. Sein Koran gebietet Liebe, nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere. Was das Letztere betrifft, so ist in diesen Blättern schon oben davon gesprochen worden; noch mag hinzugefügt

werden, wie sorgsam der Muselmann sein Roß behandelt, wie er bei der Karavane jedes Kameel nur leicht belastet. Liebe gegen seine Mitbrüder dokumentirt sich genugsam in dem reichlichen Almosengeben, in der ausgedehnten Ausübung der Gastfreundschaft. — Wie die Bibel lehrt auch der Koran, sein Wort zu halten, nicht zu schwören: „Eure Rede sey: Ja oder Nein!" Ich möchte behaupten, daß dies Gebot strenger von den auf niederer Kulturstufe stehenden Türken gehalten wird, als von aufgeklärten Franken, denn Redlichkeit ist nicht immer die Begleiterin moderner Aufklärung. Daß der Koran aber gegen das ächte Fortschreiten des Geistes eifert, ist unwahr; Gegenbeweise liefern die Fatimiten in Afrika, die Ommyaden in Spanien als Beschützer und Beförderer des menschlichen Wissens. Almansor rief ein geistblühendes Zeitalter arabischer Gelehrsamkeit hervor, die Jahrhunderte hindurch kräftig fortgrünte.

Es hat sich aus früherer Zeit her bei den Europäern, die nicht selbst im Oriente waren, die Meinung erhalten, als sähe der Türke noch immer mit Geringschätzung auf den Franken herab. Sehr hat es sich aber in diesem Punkte geändert und ich glaube behaupten zu können, daß eine gewisse Unduldsamkeit, z. B. gegen Deutsche sichtbarer in Paris und London hervortritt, als in Konstantinopel gegen den Nichtmuselmann. Man wird vielleicht in jenen hochcivilisirten Hauptstädten wegen eines altmodischen Kleides, wegen eines auffallenden Hutes von dem Pöbel beschimpft und verlacht, wogegen mir in Konstanti=

nopel nie ein Schimpfwort, z. B. Giaur, nachgerufen worden ist, außer von jenem verschnittenen Haremswächter im Serail, den man doch eigentlich kaum als ein eingreifendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft betrachten kann. Der Türke hat in der letzten Zeit, in welcher er mit den Fremden in nähere Berührung gekommen, schneller eingesehen, worin und wie weit der Franke ihm überlegen sey, als die einzelnen, gebildeteren europäischen Völker unter sich. Der Moslim huldigt unserer wahren Ueberlegenheit, aber nicht unsern Thorheiten, wogegen wir selbst diese, kommen sie nur aus London oder Paris, nachahmen. Ein schlagendes Beispiel mag der Revolutionsschwindel seyn, der sich in neuerer Zeit von dem Ufer der Seine bis über die friedlichen Gauen Deutschlands erstreckte. — Freilich besitzt der Türke in vieler Hinsicht einen großen Dünkel, aber unschädlicher Art. Tastet der Fremde diesen nicht mit gar zu grober Faust an, vermeidet er Sitte und Religion unzart anzugreifen, so kann er eines freundlichen Verhältnisses gewärtig seyn; durch eine Annäherung aber an ihre Gebräuche, zum Zeichen, daß man diese nicht gering schätzt, macht man sich leicht den Moslim zum treuen und festen Schützer und Beistande in Noth und Gefahr. Man sucht ihre Gravität in Geberde und Rede lächerlich zu machen; wer an der näselnden Frivolität französischer Zunge Geschmack findet, mag Recht haben, wenn er die ernste, wohltönende Sprache des Türken, in welcher

sich eine reiche, aber nicht unreine Phantasie offenbart, für geist- und leblos hält.

Der Charakter der Türken bietet im Ganzen weit mehr lobenswerthe als zu verwerfende Seiten dar. Ein großer Theil der Letztern dürfte ohnedem noch durch Klima, Regierungsform und andere äußere Einwirkungen entschuldigt werden. Zu unterhaltenden Gesellschaftern sind die Türken wenig geeignet, da einmal ihre Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung zu beschränkt, und dann bei ihnen eine schwatzende Zunge Seltenheit sind. Ihre Antwort besteht oft nur in einer Pantomime, in einer Veränderung der Miene, die aber um so verständlicher spricht, da auf dem Gesichte des Türken gewöhnlich eine große Ruhe und kalte Unbeweglichkeit zu herrschen pflegt, die aber dennoch den edlen Zügen nichts Starres und Geistloses verleiht, da das glutvolle Auge stets als belebender Strahl aus dem Antlitze hervorblitzt. Ihre Urtheile und Antworten sind kurz, aber kraftvoll und gesunde Ueberlegung beweisend. — Ihre Philosophie ist rein praktisch; sie sind fest von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen überzeugt und der Glaube an ein unbeugsames Fatum, gegen das kein menschlicher Wille, keine Gewalt ankämpfen kann, steht auf das Festeste in ihrer Brust begründet. Daher die Sorglosigkeit, die sich in ihren Handlungen zeigt, die kaum bis zu dem nächsten Morgen hinaus denkt. — Man wirft den Türken hochmüthigen Stolz vor, und zu diesem Vorwurfe mag man mehr durch die Gravität im Aeußern, die sich dem oberflächlichen

Beobachter zeigt, verleitet worden seyn. Wie wenig Menschen giebt es im civilisirten Europa, die, wenn sie aus Niedrigkeit und Armuth in eine höhere Stellung versetzt werden, sich oder Andere an die Unbedeutenheit gerne erinnern, in der sie früher lebten? In der Türkei ist es keine Seltenheit, daß der Ruderknecht, der Lastträger durch Laune des Zufalls, der hier öfter, wie irgendwo, sein Spiel treibt, zu irgend einem hohen Staatsamte, vielleicht zum Vezier, zum Pascha berufen wird, und stets ist er, wie aus vielen Beispielen bewiesen werden könnte, der Erste, der gern über seine dunkle Vergangenheit spricht und sich nicht im Geringsten für compromittirt hält, an seine im Staube gebornen Eltern oder seinen eignen frühern geringen Stand erinnert zu werden. — Eben so ruhig wie die Türken das Glück, das plötzlich seine Füllhörner über sie ausgeschüttet, ertragen, mit eben solcher Ruhe benehmen sie sich im Unglück. Da vernimmt man kein bitteres Anklagen des Schicksals und des Himmels, keine tobenden Ausbrüche der Verzweiflung! Muth und Beharrlichkeit, Zuversicht und Ausdauer sind die Waffen, die sie den harten Schlägen des Schicksals entgegenstellen. Russische Offiziere, die den türkischen Feldzug mitmachten, haben mir oft erzählt, wie schwer verwundete Türken mit einer bewundernswerthen Ruhe, ohne die geringste Klage, den Tod erwarteten und sich zum letzten Schlafe niederlegten. So unter andern ein türkischer Soldat, der von Bajonnetstichen durchlöchert den Russen in die Hände gefallen war. Man wollte ihm ärztliche

Hülfe leisten, die er, den nahenden Tod in sich fühlend, zurückwies, sich dann, die Füße unterschlagend, mit dem Rücken an einen Baum lehnte und um eine Pfeife Tabak bat, die er ruhig ausrauchte, indeß das Blut aus seinen Wunden strömte. Dann verlangte er Wasser, und als er dieß getrunken, sank er ohne Klagen, ohne das Gesicht im Schmerze zu verziehen, todt nieder, mit dem leisen Ausruf: „Gott ist der einzige Gott und Mahomed ist sein Prophet!“ —. Der Türke ist gegen Nicht-Mahomedaner tolerant, das beweiset die Menge griechischer Kirchen in Konstantinopel, katholischer in Pera. Am wenigsten sind sie es gegen die Perser, welche, obgleich Mahomedaner, doch nicht zu der Sekte der Sunniten, wie die Türken, sondern zu der der Schiiten gehören. Dennoch sprechen sie ihnen nicht das Paradies ab, sondern behaupten, daß sie nach dem Tode in Esel verwandelt würden, auf welchen die Juden in den Himmel reiten.

Die Heiligkeit des Asyls besteht noch jetzt, wie im Alterthume, bei den Orientalen fort. Flüchtet sich ein, aus irgend einem rechtlichen Grunde Verfolgter in ein Haus, so darf eine Haussuchung nur auf einen ausdrücklichen, auf das Bestimmteste abgefaßten Befehl der höchsten Gerichtsbehörden vorgenommen werden und die zu suchende Person muß mit der größten Genauigkeit bezeichnet seyn. Dann darf die Polizei sich in das Haus, ist es ein türkisches, nur in Begleitung des Imam's, — in ein jüdisches nur mit einem Rabbiner, — in ein christliches nur

mit einem christlichen Geistlichen begeben. Das Frauengemach, selbst bei einem Nicht-Türken, darf nur dann betreten werden, wenn die Frauen sich daraus entfernt haben, auf welche Art oft der Gesuchte listig seinen Verfolgern entronnen ist. Jetzt werden die Frankenhäuser nicht mehr untersucht, sondern man wendet sich in solchen Fällen an die betreffende Gesandtschaft.

Es folge hier noch als Curiosität ein Verzeichniß der Spottnamen, welches ein früherer Reisender gesammelt haben will, von welchen ich selbst aber nur wenige gehört habe. Pera wird das „Schweineviertel" genannt, wohl deshalb, weil die dort wohnenden Franken, gegen die Sitte der Türken, Schweinefleisch essen. Dann die türkischen Militärs, von denen schon in diesen Blättern die Rede gewesen, die zum Dienst bei den fremden Gesandten beordert sind: „Schweinehirten" (Domuz-tschobanlari). — Die Italiener nennen sie: „Leute von tausend Farben," d. h. Betrüger, (Tirenki-hessar-Renki), — die Engländer: „Tuchkrämer" (Tschokadschi), — die Franzosen: „Hinterlistige" (Ajnadschi), — die Deutschen: „wüste Flucher" (Dschurur Kiafir), — die Holländer: „Käsekrämer" (Pejnirdschi), — die Spanier: „Müßiggänger" (Tembel), — die Russen: „Verwünschte" (Ruszi Menkjus), — die Polen: „prahlende Ungläubige" (Fussul Giaur), — die Venetianer: „Fischer" (Baliktschi), — die Wallachen: „Spielratzen" (Tschingjane), — die Moldauer: „Schafe

ohne Hörner" oder „dumme Bauern" (Bojnus siss kojun, Bogdani nadan), — die Griechen: „Hasen" (Tschauscheïn), — die Armenier: „Dreckfresser" (Boktschi), — die Juden: „Hunde" (Tschifut), — die Araber: „Unsinnige" (Aekilsiss), — die Perser: „Rothköpfe" oder „Ketzer" (Kizelbachi, Rafiz), — die Tataren: „Aasfresser" (Laseh Jejidschi), vermuthlich weil sie gerne Pferdefleisch essen, — alle Inselbewohner: „Bootsknechte" (Gjemidschi), — alle, die tiefer im Lande wohnen: „Fuhrleute" (Arebedschi). — Die Charakteristik ist theilweise nicht übel.

Um an dem Tage, an dem ich die Sophien-Moschee besuchte, den Schutz meiner begleitenden Tschauschen so viel als möglich zur Befriedigung meiner Neugierde zu benutzen, machte ich ihnen, als wir ermüdet aus dem Heiligthum zurückgekehrt uns in einem nahen Kaffeehause mit Kaffee und Pfeifen etwas zu Gute thaten, den Vorschlag, mich nach dem Sclavenmarkt — Avret-Bazar — zu führen. Freilich wurde mir darauf ein warnendes yok — nein — mit der dazu gehörigen orientalischen Geste, einem Zurückbiegen des Kopfes in den Nacken, erwiedert, allein gutes Zureden und die Aussicht auf ein ansehnliches Bakschisch — Trinkgeld — machte sie willfähriger und entlockte ihnen das für mich erfreuliche evet — Ja! — Wir brachen auf und gingen nach den mir schon bekannten Buden des Bazars. In der Reihe der Fruchthändler befindet sich in einer hohen, düstern Mauer, die den Sclaven- und Weiber-Markt

umgiebt, ein Thor, in das wir uns hineinwagten. Unfern vom Eingange standen, umgeben von niedern Schranken, einige Negergestalten von ungefähr zwölf bis vierzehn Jahren, nur sparsam mit leichter Leinwandhülle bedeckt. Daß es Mädchen waren, wurde mir erst durch meine Begleiter, die in dieser Hinsicht ein schärferes Auge als ich hatten, erklärt. Zwei alte Türken waren eben mit einer Okular- und handgreiflichen Inspektion dieser Armen mit üppigen Körperformen, beschäftigt, die ihnen der Sclavenhändler als preiswürdige Waare anempfahl. Kaum hatten mich die schwarzen Damen erblickt, als sie mit großem Geschrei mir zuriefen, sie zu kaufen. Nun wurden mich aber auch die beiden Kauf- und Mädchen-Liebhaber und der Sclavenhändler gewahr, rannten mit vielen Vorwürfen auf mich zu und wollten mich nöthigen, sofort den Platz zu verlassen, wozu ich aber nicht die geringste Lust zeigte, da ich in der Ferne noch einige treffliche, des Anschauens höchst würdige, nur leicht bedeckte weiße Damenfiguren erblickte. Da meine Gegner sahen, daß sie mich nicht zum Weichen bringen konnten, hatte sich einer von ihnen entfernt und kehrte bald darauf mit einem Offizier zurück, der hier die Wache zu haben schien und der meine Begleiter mit harten Vorwürfen überhäufte, mich hieher geführt zu haben. Mir stellte er in italienischer Sprache recht höflich vor, es wäre unter keinen Umständen erlaubt, daß ein Christiano diesen Markt besuche, belehrte mich auch, daß, wolle ich eine Donna kaufen, ich mich an einen Gläubigen wenden müsse, der den Kauf für

mich abschließen könne, da es einem „Giaur“ — was er aber sehr schnell und höflich wieder in „Christiano“ verwandelte — nicht gestattet sey, selbst zu kaufen. Im Glauben, daß er im Lesen nicht sehr bewandert sey, wollte ich ihn durch meinen Ferman verblüffen; allein lächelnd gab er mir denselben mit dem Bemerken zurück, „er habe zwar davor allen möglichen Respekt, derselbe sey aber nur zur Besichtigung der heiligen Aja-Sophia, keineswegs aber für den unheiligen Avret-Bazar ausgestellt. Dagegen war nichts einzuwenden und ich mußte zufrieden seyn, wenigsten einige Blicke in diesen höchst anmuthigen Fleischmarkt geworfen zu haben. Dem, der etwa bei Lesung dieser Zeilen gegen den Damenhandel der ungläubigen Türkenhunde losziehen wollte, gebe ich zu bedenken, daß in dem freien, hochcultivirten Alt-England der Mann seine Frau mit dem Strick um den Hals auf den Markt führen und sie um einige Schillinge losschlagen darf. Es lebe die Civilisation!

Das Wetter hatte sich allmählig geändert und es wehte in Konstantinopel von Süden her eine anmuthige norddeutsche Mailuft. Der Schnee war längst verschwunden und die anmuthigen grünen Ufer des Bosphorus luden zu einem Ausflug nach Bujukderé und seinen Umgebungen ein. — Der Kanal vom Marmora- bis zum schwarzen Meere, ungefähr drei deutsche Meilen lang und nie über eine Viertelmeile breit, scheut keine Nebenbuhlerschaft, so schön auch der Rhein, die Schweizer-Seen oder der herrliche Lago maggiore mit ihren Umgebungen seyn mögen.

Die Ufer des Bosphorus sind über alle Beschreibung reizend; grüne Berge, die von Zeit zu Zeit durch eine Schlucht die Aussicht auf ein liebliches Thal öffnen, ziehen sich auf der asiatischen, so wie auf der europäischen Seite anmuthig hin; Villen, Köschke und Paläste vollenden den zauberischen Anblick, den schon die Natur hier hervorgerufen hat. Sowie die Gegenwart den Beschauer interessirt, so schweben aus längst verklungenen Tagen große Erinnerungen aufs neue herauf. Das Auge erblickt hier den Landungsplatz des Abenteuerers, der das goldne Vließ holte, dort den Ort, wo der Tempel des Ptolemäus stand, das Grabmal des von Chalcis geliebten Delphins. Das Schloß Roumely-Hyssar auf der europäischen Seite, gegenüber dem asiatischen Anadoli-Hyssar ist die Stelle, wo das unermeßliche Kriegsheer des Darius den europäischen Boden betrat und das Heer der Kreuzfahrer auf seinem heiligen und unheiligen Zuge nach Asien übersetzte. Jede Minute zauberte uns ein neues Bild hervor und zu rasch beinahe landeten wir in Bujukderé, (Großthal, von bujuk — groß — und deré Thal) diesem freundlichen Sommeraufenthalte des diplomatischen Corps, dessen Mitglieder aber auch nicht ungern die heitern Tage des Winters dort zuzubringen pflegen. Vor allen Gebäuden zeichnet sich das Hotel des russischen Gesandten, Eigenthum seiner Regierung, durch Pracht und Bequemlichkeit aus. Es liegt auf einer Terasse dicht am Bosphorus, umgeben von einem schönen Garten, der sich bis zur Spitze des Berges hinaufzieht, wo der Sage nach das

Zelt Gottfrieds von Bouillon gestanden haben soll, als er auf seinem Heldenwege nach Jerusalem hier rastete. Die Aussicht von hier oben ist herrlich und beherrscht fast den ganzen Kanal. Unter den Fenstern des Hotels ankerte das einzige russische Kriegsschiff, das sich in diesem Augenblick in Konstantinopel befand, der Lugger Schiroka (die Weite) von 12 Kanonen. Da der kaiserliche Geschäftsträger, Herr Baron von Rückmann, dasselbe zu meiner Weiterreise nach dem Archipel bestimmt hatte, so hielt ich es für meine Pflicht, einen Besuch dem Kapitän, Herrn von Metlin, zu machen, einem braven Offizier, der schon seit der Schlacht von Navarin, in der er sich sehr auszeichnete, in den südlichen Gewässern stationirt ist. Die Reinlichkeit und Eleganz, die jetzt auf der ganzen russischen Marine herrscht, fand ich auch auf dem Lugger. Die Offiziere, die fast alle deutsch sprachen, hatten durch die Seelebensweise nichts an ihrer gesellschaftlichen Artigkeit eingebüßt und bald fühlte ich mich unter ihnen, die mir mit der gewohnten russischen Gastfreundschaft entgegen kamen, heimisch. Ihre Gage ist außerordentlich gut, sobald sie die vaterländischen Häfen verlassen; so erhält z. B. ein Unterlieutenant monatlich inclusive der Tafelgelder hundert spanische oder Kronenthaler. Da unter ihnen aber noch nicht das Ersparungssystem eingeführt ist, so kann man sich vorstellen, daß sie sehr gut leben, in Nauplia aber z. B. auch durch ihre splendide Bezahlung den dortigen, schlecht bezahlten Deutschen in mancher Hinsicht sehr die Preise verder-

ben. — An eine Rückkehr nach Pera war, als wir erst beim Dinér saßen, für heute nicht zu denken, dafür sorgte der feurige Sicilianer, der in den Gläsern funkelte, und der Champagner, der die Salven zu den Toasts imitirte. Unterdeß war der Abend herangerückt und da sämmtliche Offiziere musikalisch waren, arrangirte man schnell ein Quartett, in welchem ich einen vortrefflichen Violinspieler, der seinem Lehrer Paganini alle Ehre machte, kennen lernte, es war dieß nämlich der Arzt des Schiffes, dell' Agata, ein junger Italiener aus Bologna, der seit fünf Jahren auf der russischen Flotte dient, und sich sowohl durch sein medizinisches Wissen, als auch durch feine Bildung, wie durch sein eminentes musikalisches Talent auszeichnet. Compositionen italienischer Meister, so wie die weichen, zum Herzen sprechenden russischen Volksmelodien tönten noch lange durch die laue, südliche Mondnacht über die Wogen hin. Am Schlusse sorgte der Kapitän, als guter kaiserlicher Offizier für einen trefflichen Kaiserpunsch, den wir nur verließen, um das willkommene Lager zu suchen. Zu den bemerkenswerthen Personen des Schiffs gehörte noch ein kleiner fünfzehnjähriger Junker der Artillerie, ein gewandtes Bürschchen im Dienst und bei der Flasche, der auf seiner Brust schon zwei Medaillen trug, nämlich eine, die er für den gegen die Türken mitgefochtenen Kampf von seinem Monarchen erhalten hatte, die andere aber, die der Sultan seinen frühern Feinden, die späterhin als wackere Verbündete zu seinem Schutze herbeigeeilt waren, verlieh. Auf

der ersten prangt das christliche Kreuz, auf der zweiten der mahomedanische Halbmond. „Unser Junker,“ wie man ihn gewöhnlich nannte, soll sich in einem Gefechte gegen ein türkisches Schiff, das auch in den Grund gebort wurde, mit einer unglaublichen Keckheit benommen haben. Alles hatte ihn gern und seit bei einer Fahrt nach Alexandrien dort Mehmed Ali sein kugelrundes Gesicht mit einer Apfelsine im egyptischen Scherze verglichen hatte, rief man ihn auch bei diesem Scherznamen. Er war außerdem ein fleißiger Guitarrespieler und sprach das Türkische sehr gut. Es gewährte einen komischen Anblick, wenn der Kleine in türkischen Kaffeehäusern, die er, wenn es der Dienst erlaubte, in Konstantinopel, Pera und Bujukderé fleißig frequentirte, mit der langen Pfeife, mit nachgeahmter türkischer Gravität sich mit den Moslims, unter welchen er sehr bekannt war, unterhielt. Sein Familienname ist mir entfallen, doch weiß ich, daß sein Vater auf dem Felde der Ehre blieb, indem er sich als Kapitän eines kleinen Kriegsschiffes, der Uebermacht zweier türkischen Fregatten erliegend, in die Luft sprengte. — Erfreulich war übrigens der Eifer der jungen Offiziere, ihre dienstfreie Zeit nützlich anzuwenden, indem sie auf ihre eigenen Kosten auf dem Schiffe einen Sprachmeister hielten, der sie in der französischen, italienischen und deutschen Sprache unterrichtete.

Am folgenden aufdämmernden Morgen beschloß ich meinen Rückweg nach Pera zu Lande anzutreten, begleitet von meinen freundlichen, muntern Wirthen.

Zuerst gelangten wir auf eine, gleich außerhalb Bujukderé's liegenden Wiese, gegen Westen von sanften Hügeln begränzt. Mitten im Rasenteppich steht eine malerische, dichtbelaubte Baumgruppe, aus sieben Platanen bestehend, so eng in einander gewachsen, als sproßte sie aus einer Wurzel. An schönen Sommerabenden ist dieß der Spatziergang der eleganten christlichen und nichtchristlichen Welt von Bujukderé. In dem Dorfe Belgrad, das wir nach kurzem Ritt erreichten, befinden sich einige anmuthige fränkische Landhäuser. In der Nähe trifft man mehrere große gemauerte Wasserbehälter, die mit den Cisternen in Konstantinopel in Verbindung stehen sollen. Zwischen hier und Burgas, dem Orte, wo Belisar, blind und arm, von seinem Kaiser verkannt, von seinen Feinden geschmäht, seine alten Tage verbracht haben soll, sahen wir die berühmte Wasserleitung Justinians, die 450 Fuß sich von einem Berge bis zu einem andern, in einer Höhe von 107 Fuß über ein kleines Thal hinstreckt. Zwei Bogenreihen übereinander bilden das kolossale Werk, an dem freilich die böse Zeit stark genagt hat, ohne es ganz zertrümmern zu können. Bergauf und bergab auf beschwerlichen Pfaden trugen uns unsere Rosse endlich in das Thal der süßen Gewässer — Kéaghid-Khané —, ein kleines Paradies, durch welches mein Weg mich schon einmal, als ich in Konstantinopel anlangte, geführt hatte. Von der milden Sonne beschienen, prangten die Wiesen und die Berge ringsum in frischem Grün, zwischen den niedern Ufern rauschte der Barbyses dem Becken des goldnen Horns zu, in welches er sich ergießt. Durch die schon belaubten

Bäume schimmert des Sultans prächtiger Köschk und unfern von ihm die bunten, roth und weiß bemalten dazu gehörigen und für das großherrliche Gefolge bestimmten kleinen Häuser durch. Auf der Schwelle des Köschk packten wir unser mitgenommenes Mahl aus und ließen mit gefüllten Gläsern die Türkei zum anmuthigen Nutzen und Frommen neu- und wißbegieriger Reisenden hoch leben bis in alle Ewigkeit. — Von hier kehrten die mich begleitenden Offiziere nach Bujukderé zurück, mit Ausnahme von Einem, der dem Geschäftsträger in Pera die Meldung zu bringen hatte, daß der scharfe Südwind dem Schiffe nicht erlaube, aus dem Kanal in den Hafen zu kommen, von wo es mich abholen sollte. Der Südwind war mir schon recht und ich bat Aeolus recht brünstig, mit der bisherigen Consequenz noch einige Zeit fortzublasen, da es mir in Stambul sehr wohl gefiel und ich noch nicht Lust hatte, so schnell nach dem klassischen Hellas zu gelangen, wo der kürzeste Aufenthalt unstreitig der angenehmste ist. — An der Spitze des Hafens setzten wir uns in einen Kaik, ließen links die Vorstadt Ejub liegen, die ich in meiner frühern „Reiseskizze von Bucharest nach Konstantinopel" bereits berührt habe. Rechts befindet sich die Vorstadt Piri Pascha, die ihren Namen von dem unerschrockenen Rathgeber Solimans I. herleitet. Gegenüber liegt das Thor Petri Kapusi, das bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken von Notaras mit heldenmüthiger Aufopferung vertheidigt wurde. Jetzt führt es in den Fanar, dem Quartier der schlechtesten Griechen unter den Schlechten, der politischen

Intriguants und Ränkeschmiede, die mit gleicher Bereitwilligkeit nach der Größe der Besoldung den Türken, sowie ihren Glaubensgenossen dienen und von beiden gleich verachtet werden. Leider sind in dem neuen Königreiche Griechenland jetzt die ersten Stellen mit diesen „Fanarioten" (die Benennung selbst dient in Konstantinopel, sowie in Morea als Schimpfwort) besetzt. Hoffentlich wird aber der brave junge König bei seinem Mündigwerden mit diesen Subjecten zu seinem eigenen Frommen den Kehraus spielen. — Die beiden andern Thore, die in der Nähe liegen, Balat Kapusi und Haiwain Hissari Kapusi führten sonst zu dem Palast Constantins, von dem noch einige Steine übrig sind und zu dem kolossalen Amphitheater, das aber bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Auf der rechten Seite des Hafens reihen sich Paläste, Köschke und Moscheen neben unscheinbaren Häusern ununterbrochen an einander, links am Ufer befinden sich eine Menge Magazine bis nach der Vorstadt Galata hin, wo wir ausstiegen und uns durch das Gewühl enger Gassen nach Pera hinaufarbeiteten, das wir mit anbrechendem Abend erreichten. — Einen Ausflug nach den unfernen Prinzeninseln darf auch der nicht versäumen, dessen Aufenthalt in der türkischen Kaiserstadt auch nur beschränkt ist. In Begleitung eines Freundes setzten wir uns eines Morgens früh in ein kleines Segelboot. Ein günstiger Wind trieb uns quer über den Hafen um die Ecke des Serails, das wir rechts ließen und uns dann näher nach dem asiatischen Ufer hielten. Es sind

dieser Inseln neun, die ihren Namen davon haben, daß sie zur Zeit des byzantinischen Kaiserreichs als Verbannungsort abgesetzter Kaiser und Kaiserinnen, Fürsten und anderer hohen Personen benutzt wurden, denen, falls man sie nicht in strenger klösterlicher Haft hielt, der Aufenthalt auf diesen angenehmen Eilanden, in einer gesunden Luft nur insofern widerlich seyn konnte, als ihr Sinn an eine glänzendere Vergangenheit haftete. Dergleichen Verbannungen weiset die byzantinische Geschichte in Menge nach.

Wir landeten auf der größten dieser Inseln, Prinkipo, vorzugsweise die „Prinzeninsel“ genannt, von den Türken aber: „Kisil ada“ — die rothe Insel, — von der rothen Farbe, in der ihre Berge zu schimmern pflegen. — Sie liegt gegenüber von dem ebenfalls zu dieser Gruppe gehörigen „Chalke“ und hat ungefähr eine Länge von drei Meilen. Auf der nördlichen Küste liegt die gleichnamige Hauptstadt oder vielmehr Hauptdorf, mit den drei schönen Klöstern zum heiligen Georg und Nicolaus und dem Christuskloster, theils auf Hügeln theils zwischen denselben, in anmuthiger schattiger Umgebung von Oliven- und Cypressenbäumen und üppig wuchernden Rebenpflanzungen. — Die ganze Insel gleicht einem großen Garten, durch den eine milde, von aromatischen Kräutergerüchen durchduftete Luft weht und sie zu einem Lieblingsaufenthalt der Griechen und Franken macht, die theils das ganze Jahr hindurch sich hier aufhalten, größtentheils aber nur mit Beginn des Mais aus dem dumpfen Gewühl der Stadt hieher

zur anmuthigen Villegiatur fliehen. Unfern von dem Dorfe liegen zwei schöne Fontainen, romantisch umschattet von Platanen, tief zwischen grünen Bergen, die das Ziel der Spaziergänger sind, wenn der Gluthauch des Tages erloschen ist und sanfte Kühlung an herrlichen Frühlingsabenden vom leise rauschenden Meere herüberweht. Am ersten Mai, der auch hier das Fest des Frühlingsanfangs repräsentirt, wimmelt das Thal von tausenden fröhlichen Menschen, malerisch gelagert ruhen zwischen den Gebüschen die Gruppen. Die Sonne sendet ihre letzten Strahlen auf das paradiesische Eiland und in unnachahmlichem Dufte schwimmt die Erde, Meer und Himmel. Leichtgeschürzte Gestalten der schönen Inselgriechinnen schweben in künstlichverschlungenem Reigen der Romaika über den Rasenteppich, den Tanz mit eigenem Gesange begleitend, indeß aus den Gebüschen sanfte Flötenklänge, gleich klagendem Nachtigallengesang, herübertönen. Die Zitter rauscht, — vom Gestade herauf tönen die langgezogenen Gesänge sicilianischer und italienischer Schiffer, die den Aufenthalt in der Kaiserstadt benutzten, den Abend auf diesem Eilande zuzubringen. Der dunkle Himmel blitzt mit tausend Lichtern und aus den Fluthen hebt sich gleich einem Feuerkoloß die glänzende Scheibe des Mondes, alles mit seinem blauen Silberlichte übergießend. Das Menschengewühl verliert sich nur mit der schwindenden Nacht, aber auch der erwachende Morgen bietet dem Beobachter tausend Reize dar, die der Himmel hier über die elysische Natur ausgegossen hat.

Schon viel hatte ich von dem Fastenmonat Ramazan und seinen Eigenthümlichkeiten gelesen und gehört. Der Wunsch, zu dieser Zeit gerade in Konstantinopel zu seyn, wurde erfüllt, indem am 30. December 1833 der Hofastrolog dem Sultan die Mondveränderung und somit den Anfang des Ramazans verkündigte. Der Kanonendonner von der Bastion an der Spitze des Serails zeigte den Beginn des Festes an. Während der vierwöchentlichen Dauer desselben sind die Fasten so streng, daß, so lange die Sonne am Himmel steht, der Gläubige keinen Sinn befriedigen, weder essen noch trinken, nicht rauchen, ja nicht einmal eine Blume riechen darf. — Am meisten haben mich die arbeitenden Klassen der Lastträger und Ruderer der Kaiks gedauert, die, wenn ihnen die Arbeit den Schweiß auf die Stirne getrieben, dennoch den lechzenden Gaumen nicht mit einem Trunke Wasser kühlen durften. — Alle Läden und Buden sind geschlossen, die Straßen menschenleer, denn wer nur immer kann, sucht durch Schlaf seinen Hunger und Durst zu betäuben. Sobald aber die Sonne sinkt, beginnt ein lustiges, ausgelassenes Leben, das seltsam mit dem gewöhnlichen Ernst der Türken contrastirt. Alle Läden und Kaffeehäuser öffnen sich, glänzend erleuchtet. Alle Moscheenkuppeln sind illuminirt; an Schnüren, die sich von einem Minaret bis zum andern hinziehen, schaukeln bunte Papierlaternen wie glänzende Meteore durch die dunkle Nacht. Aus dem Menschengewühl auf den ebenfalls beleuchteten Straßen knallen als Zeichen der Freude unaufhörlich Pi-

stolenschüsse. Die gewöhnliche Mäßigkeit des Osmanli ist verschwunden, er ißt und trinkt wie ein norddeutscher Bauer beim Hochzeitsschmaus. Die Kaffeehäuser sind so voll, daß man leicht aus dem Gedränge als Erinnerung an den Ramazan die Pest ins Grab mitnehmen kann. — Wahrhaft zauberisch ist der Anblick des in einem bunten Feuermeer schwimmenden Stambuls von der Höhe von Pera aus gesehen. Die regelmäßigste europäische Illumination bleibt gegen die orientalisch-phantastische weit zurück. — Dieses nächtliche Leben dauert vier Wochen fort, nach welcher Zeit das dreitägige Fest: Beyram eintritt, das mit unsern Ostern Aehnlichkeit hat.

Der heutige Abend schien mir, seiner Lebhaftigkeit wegen, dazu geeignet, die Vorstadt der Griechen, St. Dimitri, diesen moralischen Kloak — um neben dem Guten auch das Schlechte zu sehen — zu besuchen. Man gelangt, indem man Pera in nördlicher Richtung verläßt, dorthin. Sanct Dimiter, in einem Thale, neben dem Berg von Pera gelegen, kündigt sich durch den Schmutz der Straßen und die Unreinlichkeit der Häuser gleich als eine Residenz der unsaubern Griechen an. Aus den Kaffeehäusern schallte Musik, und ich trat in eines derselben, das mir zu den vornehmsten zu gehören schien. Zwei Musikanten, wovon der eine, ein Jude, gottesjämmerlich die Geige kratzte, indeß der andere, ein Grieche, mit einem Federkiel auf einer Guitarre mit Drathsaiten quinkelirte, bildeten das Orchester. Sechs griechische Knaben von zehn bis zwölf Jahren tanzten den

Tschenki. Die Jungen waren wunderschön und in ein geschmackvoll-phantastisches Costüm gekleidet, das in langen, weiten, leichten Beinkleidern, in kurzen, rothen, mit Gold gestickten Jacken, rothen Schuhen und in dem gewöhnlichen Fez bestand, um das ein buntes Tuch sich wand. Das dunkle, lockige Haar fiel über die Schulter herab. Der Tanz bestand in Gruppirungen, in welchen sich die Tänzer Mühe gaben, die üppigsten, wollüstigsten Körperstellungen, trotz dem Berliner Corps de Ballet, hervorzubringen. Was ich gehört, fand ich hier in den schmachtenden Blicken der Knaben bestätigt, mit welchen sie zu den rund-umhersitzenden Türken hinäugelten und diese für ihre Reize zu entzünden suchten. Als der Tanz beendet, winkten die moslemitischen Zuschauer die Knaben heran, steckten ihnen Zuckerwerk in den Mund, streichelten ihnen die Wangen, kurz, betrugen sich so gegen sie, daß man die Buben für feile Dirnen hätte halten können. Nach und nach verschwand ein und der andere Liebhaber mit seinem Antinous, zu welchem, sonderbar genug, der Türke aber nie türkische Knaben erhebt. Nur Griechen — groß in allen Lastern — treiben auch dies saubere Gewerbe und machen übrigens nicht das geringste Hehl daraus. Als Beleg dafür diene Folgendes. Als der jetzt in Nauplia lebende griechische Obristlieutenant Londos, ein Rumeliote, während der Revolution eine Zeit lang Commandant der Akropolis von Corinth war, entbrannte er in heftiger Liebe zu einem griechischen Knaben. Nach langem Sprödethun erhörte der Junge seinen

alten Anbeter, und dieser edle Sproß der edlen Hellenen ließ der Umgegend durch hundert Kanonenschüsse von der Festung verkünden, daß er die Hochzeitnacht mit seinem Antinous feiere. Noch jetzt treibt, wie ganz Griechenland weiß, Londos diese saubere Liebhaberei. Geschichten dieser Art kann man zu Dutzenden von den Philhellenen hören, die seit zehn und mehreren Jahren die Griechen kennen. Für dergleichen Sünden erhält übrigens der Grieche gegen ein kleines Geschenk von seinem Pfaffen leicht die Absolution, indeß ihm diese hartnäckig verweigert wird, wenn er beichtet, während der Fasten seine angetraute, rechtmäßige Gattin berührt zu haben. — In einem andern Kaffeehause, das ich noch an demselben Abende besuchte, führte ein griechischer Marionettenspieler Komödieen auf, die aus so schändlichen Unzüchtigkeiten bestanden, daß die Feder nicht wagt, sie niederzuschreiben. Wer die Wahrheit des Obigen bezweifelt, wird meine Angaben durch mehrere Reisebeschreiber bestätigt finden; namentlich verweise ich auf des gelehrten Orientalisten, Herrn v. Hammer's Werk über Konstantinopel, der in St. Dimitri Gleiches gesehen hat, wie ich.

Meine Abreise rückte immer näher und noch war mir sehr viel zu sehen übrig, denn ich wußte damals nicht, daß ich noch einmal in die orientalische Kaiserstadt zurückkehren würde. Da mir das erstemal der Schutz einer Gesandtschaftswache ersprießlich gewesen war, so nahm ich auch jetzt wieder einen bewaffneten Begleiter zu meinem Ausfluge mit. — Wie gewöhnlich schifften wir von Top=hana aus über den Hafen

und eilten über den Platz der Sophieenkirche nach dem Atmeidan, dem alten hochberühmten Hippodrom, von den Cäsaren Severus und Konstantin angelegt. Verschwunden sind die Statuen, die ihn zierten, verschwunden sein Hauptschmuck, nämlich die vier Pferde des Lysippus, die größere Reisen gemacht haben, als irgend andere Rosse; Konstantin führte sie von Rom, wo sie auf dem Triumphbogen des Nero prangten, nach Byzanz, von dort eilten sie im Jahre 1206 nach Venedig, machten dann die gezwungene Reise nach Paris und kehrten nach dem Sturze des Welteroberers wieder nach Venedig zurück, wo sie noch jetzt auf das lustige Treiben des Markusplatzes hinabschauen. — Keine Spur findet man mehr von den prächtigen Säulengängen, wo einst das Volk jubelnd Justinian als Kaiser, Belisar als siegreichen, triumphirenden Feldherrn begrüßte. Nur drei Denkmale schmücken noch den Platz, der einst die blühende Periode der byzantinischen Herrschaft sah, und trotzen, freilich schon mit schwachem Widerstande, den Stürmen der Zeit. Sechzig Fuß hoch erhebt sich die sogenannte „egyptische Säule," ein Obelisk aus einem einzigen Stücke Granit, Basreliefs an dem Piedestal, die schon eine mittelmäßige, bergabgehende Kunstperiode bezeichnen, zeigen den Kaiser Theodosius, den Vorsitz bei den öffentlichen Spielen führend, und die Huldigungen, die überwundene Völker ihm dem Sieger darbringen. Auf der andern Seite sieht man die Maschinen und künstlichen Vorrichtungen, deren sich Proculus zur Aufstellung der Säule bediente.

Oben an der Säule erkennt das Auge noch deutlich die Hieroglyphen, doch die Inschriften am Fuße sind theils verlöscht, theils in die Erde versunken. — Verstümmelt und dem gänzlichen Verfall nahe ist die am südlichen Ende des Atmeidan gelegene bronzene, dreißig Fuß hohe „Konstantins-Säule.“ Sie war das Ziel der Wagenlenker und Renner bei den öffentlichen Spielen und mag mit den goldenen Platten, mit welchen Konstantin Porphyrogenetes das Fußgestell schmückte, einen herrlichen Anblick gewährt haben. — In der Mitte des Platzes steht eine bronzene Säule, aus drei ineinander gewundenen Schlangen gebildet, die der Sage nach unter dem delphischen Dreifuß gestanden haben soll. Sultan Mahomed II. schlug bei der Eroberung Konstantinopels, um seine Körperkraft zu zeigen, mit einem Schlage seiner Streitart den ersten Schlangenkopf ab. Die beiden andern sind später verschwunden, vermuthlich durch einen antiquarischen Diebstahl der Engländer, die dies Handwerk auch in Griechenland mit einer enormen Frechheit getrieben haben. — Diebstähle an öffentlichen Monumenten des Alterthums in Konstantinopel zu begehen, ist überdem sehr leicht, da die Türken das Alte wenig schätzen und es sorglos der Zerstörung jeder Art Preis geben. — Die Bestimmung des alten Hippodroms hat sich übrigens auch noch auf dem Atmeidan erhalten, indem er jetzt den Türken zu dem beliebten Kampfspiel des Dschinid-Werfens dient. Zwei Reiter sprengen in vollem Rosseslauf gegen einander und suchen sich mit kleinen Wurfspie-

ßen zu treffen. Es kommt nun darauf an, den Spieß des Gegners im Wurfe mit Geschicklichkeit aufzufangen und zurückzuschleudern. Dies ritterliche Spiel ist bei den Türken sehr beliebt, und man kann es täglich, am brillantesten aber am Freitage ausführen sehen. Selbst der Sultan nimmt oft daran Theil, entweder in den innern Höfen des Serails, oder auf seinem Sommeraufenthalte im Thal der süßen Gewässer.

Auf der Seite des Atmeidan, wo sonst der Palast des Konstantin stand, prangt jetzt die schöne Moschee des Sultan Ahmed, die einzige, die mir mit sechs Minarets vorgekommen ist. Wie ich gehört, soll sie auch diesen Schmuck mit keiner andern im ganzen osmannischen Reiche theilen, da die Moschee in Mekka, die die heilige Kaaba einschließt, selbst weniger Minarets hat. Als eigentliche Kathedrale Konstantinopels, da ausschließlich in ihr die großen Kirchenfeste vom Sultan und seinem Hofe begangen werden, bewahrt sie auch eine größere Menge Kostbarkeiten, als alle andere Moscheen, die sie theils ihrem Stifter, Sultan Ahmed I., und mehreren Gläubigen, die dem erhabenen Beispiele folgten, zu verdanken hat. Als Hauptzierden erwähnen wir nur der von Dschafer Pascha, Statthalter von Abyssinien, der Moschee geschenkten sechs großen goldenen Lampen, die mit Smaragden reich besetzt und an starken goldenen Ketten aufgehängt sind. Auch ist hier der Aufbewahrungsort des jedesmaligen letzten Ueberzugs der Kaaba, das edle Kleid genannt, welches die alljährlich nach Mekka pilgernde Karavane hieher zurückbringt. —

Auf der andern Seite liegt das Hospital der Blödsinnigen, bei welchem sich die Ueberreste der Cisterne des Philoxenus befinden. Aus einem Hofe führt eine hölzerne Treppe in diese Höhle hinab, die auf 212 plump gearbeiteten Marmorsäulen ruht. — Durch die Adrianopolitaner Straße, in der sich der Rest einer Säule befindet, auf welcher einst eine Statue des Apoll stand, und die man jetzt die „verbrannte Säule" nennt, weil sie durch die vielen in diesem Stadttheile ausgebrochenen Feuersbrünste hauptsächlich ruinirt ist, — und durch mehrere kleine und enge Gassen gelangten wir nach der Dscheami Suleimanijé, dem äußern Ansehen nach die schönste in Konstantinopel. Die Pforte stand offen, und durch meinen Begleiter geschützt, wagte ich es diesmal auch ohne Ferman, einen Blick in das Innere zu werfen. Die Hauptkuppel ruht auf vier Säulen von feinem, glänzend polirtem Granit, die aus den Ruinen von Troja hergebracht seyn sollen. Der ganze Bau ist viereckig und es befinden sich, außer der Hauptkuppel, an jedem Ende noch fünf kleinere Nebenkuppeln, die durch viele Glasfenster das Innere der Moschee mehr erhellen, als es bei den andern der Fall ist, in welchen stets ein feierliches Helldunkel herrscht. Die Suleimanijé wurde auf Befehl des Sultans Soliman II. im Jahre 1550 von demselben italienischen Architekten erbaut, der die prächtige Selims-Moschee in Adrianopel schuf. An der östlichen Seite liegt, wie bei allen Moscheen, ein gartenähnlicher Vorhof mit einem Portikus von vierundzwanzig Porphyr- und

Granitsäulen, mit Cypressen und Platanen und plätschernden Fontainen geschmückt. Innerhalb der Mauer mit neun Thoren, die diesen Vorhof umgiebt, befindet sich eine „Turbé" oder kaiserliche Begräbnißkapelle, deren es in Konstantinopel siebzehn giebt, und von welchen wir schon bei der Aja Sophia gesprochen haben. Von außen bilden sie die Gestalt einer Moschee en miniature. In dieser Kapelle ruhen Soliman II. und dessen Mutter, Selim II. und Ahmed II. nebst ihren Kindern. — Durch offene, mit vergoldeten Gittern versehene Fenster sieht man über der Erde die Särge — Sannduca — bedeckt mit reichen, rothen Sammetdecken, auf welchen in Gold Verse aus dem Koran gestickt sind. Beim Antritt seiner Regierung schickt nämlich jeder Sultan eine solche Decke nach Medina, um dort über das Grab des Propheten ausgebreitet und dadurch geheiligt zu werden. Bei dem Tode des Sultan holt man die Decke zurück und bedeckt damit seinen Sarg. Am Kopfende steht ein hoher Turban mit zwei Diademen, als Zeichen der großherrlichen Würde; vom Turban herab hängt ein reicher Shawl. Die Wände der Turbé sind gewöhnlich mit Porzellan oder Marmor getäfelt, worauf fromme Sprüche prangen. Vom Gewölbe herab hängen ewig brennende Lampen. Verlöschte Fackeln, an die Mythe der Alten von der umgestürzten Todesfackel erinnernd, umgeben rings den Sarg. —

Die in der Türkei rasch um sich greifende Aufklärung vernichtet viel, so auch das Heiligthum der

Opiumesser oder Theriaki. In der Nähe der Suleimanije befanden sich nämlich vor kurzem die Buden, in welchen die Osmanli von altem Schrot und Korn sich durch den Genuß jenes Giftes auf eine Stunde in den neunundneunzigsten Himmel versetzten, alle Freuden des Paradieses schon pränumerando genossen, um mit dem fürchterlichsten irdischen Katzenjammer wieder zu erwachen. Ich hatte große Lust gespürt, auch einmal jene Seligkeit zu kosten, allein zertrümmert lagen die kleinen Opiumschenken, die man auf des Sultans ausdrücklichen Befehl abgebrochen hatte. Hohläugige, nur aus Haut und Knochen bestehende Gestalten schlichen, seufzend über die verlorne Herrlichkeit, nahe an den Trümmern umher und verschmähten sogar den Punsch, den ihnen der Großherr als homöopathischen Ersatz anempfohlen hatte. Sic transit die gute, alte Zeit! —

Durch wenig interessante Stadttheile führte der Weg von der Suleimanije nach dem ganz am südwestlichen Ende der Stadt am Ufer des Marmora-Meeres gelegenen Schloß der sieben Thürme, von den Türken „Jediculé“ genannt. — Zur Zeit des griechischen Kaiserthums war dieser Bau das aus vier Thürmen bestehende, weltberühmte „goldene Thor,“ durch welches die Triumphatoren ihren Einzug hielten. Mahomed II. erbaute noch drei Thürme, so daß daraus die Benennung der „sieben Thürme“ entstand. Der Himmel schien damit aber nicht zufrieden und beliebte eine restitutio ad integrum, indem er mittelst eines tüchtigen Erdbe-

bens wieder drei Thürme umwarf, so daß jetzt die ursprüngliche Anzahl von Vieren geblieben ist. — Mehrere Sultane brachten hier ihre Schätze in Sicherheit, und da bei ausbrechenden Kriegen die Gesandten der feindlichen Mächte vermuthlich auch als Schätze betrachtet wurden, brachte man auch diese hieher in sichern Verwahrsam. Außer der auf einige Zeit verlornen Freiheit sollen die Herren Ambassadeure aber hier nichts vermißt haben, da sie mit der ausgezeichnetesten Artigkeit behandelt wurden. Mit „Aufmerksamkeit“ wohl nicht sehr, wie folgendes Beispiel zeigt. Der russische Gesandte, Herr von Bulgakow, der in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts auf einige Zeit auch gezwungener Bewohner der sieben Thürme war, erfand ein gutes schmackhaftes Mittel, Nachrichten von seinen Freunden außerhalb zu erhalten. Er bekam nämlich immensen Appetit auf gebratene Spanferkel. Seine Agenten suchten durch öftere Sendungen dieser Lieblingsspeise sein Gelüste zu befriedigen. Bei der bekannten Abneigung der Türken gegen Schweinefleisch wurden ihm die in zarter Jugend hingeschlachteten Schweinchen auch immer so rasch von den wachthabenden, damals noch existirenden Janitscharen übergeben, ohne daß sie sich bei der Besichtigung des Giaur-Fraßes lange aufhielten. Hätten sie freilich gewußt, daß die Eingeweide sothaner Thierchen aus wichtigen Briefen bestanden, würden sie eine Section vielleicht nicht gescheut haben. Wie gesagt: die Türken sind ein gutes Völkchen und incliniren wenig zu Mißtrauen.

„Allah kerim!“ meinen sie, und hätte der gewollt, daß sie die Correspondenz entdecken sollten, würde er durch ein Wunder wohl das Innere der Schweine an's Licht gebracht haben.

Eine hohe Mauer umgiebt das jetzt aus zwei Höfen bestehende Schloß. Im ersten befinden sich einige Wohnungen türkischer Beamten nebst ihren Familien nm das Wachthaus der militärischen Mannschaft, die täglich nach europäischer Art wechselt; im zweiten liegen ein großes und mehrere kleine Häuser, die früher das Gefängniß oben erwähnter Art bildeten und jetzt, wie ich glaube, unbewohnt sind. Thürme und Häuser sind mit hellblau angestrichenem Kupfer gedeckt, die mit dem dunkeln Grün der Bäume innerhalb und außerhalb der Mauer einen angenehmen Contrast für das Auge bilden. Der Eingang durch das jetzt bunt bemalte Thor ist verschlossen und für Fremde unzugänglich, doch hat man von einem nahen, sehr hoch belegenen Kirchhofe einen Einblick in beide Höfe; der Blick schweift über das Schloß hinweg auf das tiefblaue Marmora=Meer bis zu den fernen Prinzeninseln. Innerhalb der Stadt setzten wir unsern Weg fort bis zu dem Thor Navli Kapu, das auf das Marmora=Meer hinausführt, wo uns ein Kaïk aufnahm, um uns längs dem Gestade um die Spitze des Serails nach dem Hafen und nach Tophana zurückzubringen. — Zwischen der Stadtmauer, die sich ungefähr zwanzig Schritte vom Ufer befindet, und dem Meere läuft ein gepflasterter Weg.

Die Mauer, insoweit sie noch zu den Befestigungs=

werken des alten Byzanz gehört, ist von Granit, und die einzelnen Blöcke durch einen Mörtel verbunden, der durch die Zeit auch zum Steine geworden. Das was Mahomed II. und seine Nachfolger nachgebaut haben, ist roh und unbeholfen aus gewöhnlichen Steinen erbaut, unter welchen sich leider auch Ueberreste zerschlagener Marmor- und Porphyrsäulen befinden, die einst den Glanz der weltberühmten Stadt erheben halfen. Wie viel Herrliches sich einst an den Gestaden zweier Meere zusammendrängte, mag folgender kleiner Auszug aus „Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums" beweisen:

„In Konstantinopel, und dort allein, waren „einige Werke der Kunst nach ihrer allgemeinen „Vernichtung in Griechenland und Rom noch „verschont geblieben. In Konstantinopel stand „noch bis in das elfte Jahrhundert die Pallas „aus der Insel Lindus, von Scyllus und Di„poenus, Bildhauer von Cyrus Zeiten; es war „um diese Zeit daselbst das Wunder der Kunst, „der olympische Jupiter des Phidias, die schönste „Venus aus Cinidus, von der Hand des Pra„xiteles, die Statue der Gelegenheit des Lysip„pus und eine Juno aus Samos von demsel„ben. Alle diese wurden vermuthlich vernichtet „in der Eroberung der Stadt unter Balduino, „zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts: denn „wir wissen, daß die Statuen von Erz geschmol„zen und zu Münzen verprägt worden."

So ist zerstoben, zertrümmert und gesunken die

Kunst mit ihren Gebilden, — nur die Natur, die hochherrliche grünt und blüht hier üppig fort, beschienen vom milden, belebenden Sonnenstrahl und lächelt durch die rauhen Stürme der Zeit. Und läge Byzanz ein Schutthaufen da, zwei Meere würden dennoch ein Paradies hier bespülen. Mit nichts ist die herrliche Lage dieser Kaiserstadt zu vergleichen. Man braucht nicht irgend eine Seite aufzusuchen, von welcher die Metropolis mit ihren Umgebungen das Auge bezaubert. Von jedem Standpunkte, wo man ihn auch wählen mag, bietet sich dem Blicke eine Ueberfülle von Reizen dar. Es ist ein schönheitsduftender Göttergarten, den sich hier die Natur gepflanzt hat, um die Wunderstadt würdig zu umgeben. Der amphitheatralische, hügelige Boden der Stadt scheint sich nur um deßwillen erhoben zu haben, damit von den über einander emporragenden unzähligen Formen und seltsamen Gestalten der goldenen Kuppeln, der Thürme, der schlanken Minarets, der schimmernden Palläste, der bunten Häuser mit ihren Gallerien und Altanen nichts dem trunken umherschweifenden Blicke entgeht. Schaut man nun auf den silbernen Spiegel der Meere hin, der überall dem Auge begegnet, so glaubt man, ein Zauberbild aus den Wellen sich erheben zu sehen. Man kann sich nicht losreißen von dem magischen Gemälde, man wähnt, Alles sey nur ein schöner Traum, der zerrinnen muß. Und doch ist es Wirklichkeit, die schönste, die der menschliche Sinn kaum zu ahnen wagt. Sie ist so unbeschreiblich reizend, daß ein Jahrhundert lang das Auge darauf ruhen

könnte, ohne zu ermüden, ohne gesättigt zu seyn von der Fülle des Paradiesischen, das auf diesem Fleckchen Erde ausgebreitet liegt.

Der Theil der Uferstraße, die sich um die Mauern des Serails hinzieht, ist dem Fremden zu betreten versagt. Hier herrscht öde Stille, nur durch den Fußtritt der zwischen aufgepflanzten Kanonen auf den Steinquadern dahin schreitenden Schildwachen und ihren Ruf unterbrochen. Aus der Mauer, die mit starken, unfern von einander stehenden Thürmen versehen ist, führen acht Thore nach dem Meere, doch öffnen sie sich nur dem Großherrn und einigen seiner hohen Beamten. Die beiden Seiten des Serail-Dreiecks am Hafen und am Marmora-Meere betragen eine Stunde Länge; die dritte Seite ist die, die der Sophieen-Moschee gegenüber liegt. Nach dem Propontis zu liegt der Harem der Frauen, ein hohes imposantes Gebäude, dessen Fenster aber durch Jalousieen dem Blicke des Fremden undurchdringlich gemacht sind. — Obgleich die Mauer hoch ist, so schaut doch das Auge einen großen Theil des Serails, da der Boden innerhalb sich terrassenartig erhebt. Ohne Ordnung wechseln Moscheen mit ihren schlanken Minarets, Bäder, Paläste, Fontainen, die ihren Strahl hoch in die sonnenglänzende Luft senden, und Köschke, unter denen sich besonders die beiden herrlichen Sepetdschiler- und Jalli-Köschk auszeichnen. Das Ganze ist von Gärten mit lichtem Grün und dunkeln Cypressengruppen anmuthig umgeben; der blitzend durchbrechende Halbmond deutet an, wo wir uns befinden.

Pracht und Einfachheit, Liebliches und Abenteuerliches eint sich in diesem Gemisch und läßt den Beschauer ungern von dem ungewohnten Anblick sich losreißen, der sich mit seinem ganzen Zauber an einem schönen Abend entfaltet, wenn der letzte Scheidegruß der hinter den grünen Bergen schwindenden Sonne glühend auf das unvergleichliche Gemälde fällt, Himmel, Erde und Meer im Purpurrothe schimmern. Stille herrscht dann in der von sechstausend Menschen bewohnten Stadt des Serails, nur der lang gehaltene Ton des zum Gebet rufenden Imam's schallt von dem Minaret herab, aus dem Gebüsche flötet die Nachtigall und der Klang einer Guitarre stiehlt sich aus dem goldenen Gefängniß eines anmuthigen Köschk sehnsüchtig über das glatte Meer hinaus.

Ueber das Serail, den Sultanssitz ist soviel widersprechendes erzählt worden, daß der Europäer eigentlich noch keine rechte Idee davon hat. Was ich theils selbst gesehen, theils von Wohlunterrichteten an Ort und Stelle erfahren, möge hier Platz finden.

Das Serai — oder wie die Ausländer sagen: Serail — nimmt die äußerste Spitze Europas ein, die sich hier als Vorgebirge ins Marmora-Meer hinabstreckt, als strebe der eine Welttheil dem andern, Asien, die Hand zu reichen. Es ist die Stelle, auf der das alte Byzanz in seinem Entstehen thronte. Der Name: Serai bedeutet wörtlich „Palast,“ wogegen der Europäer gewöhnlich darunter das Frauengemach zu verstehen pflegt und also den Theil für

das Ganze nimmt. Nicht nur der Sultan, sondern auch jeder türkische Große hat sein Serai, in welchem sich dann auch der „Harem," d. h. das Gemach der Frauen befindet. Als Sonderbarkeit ist es mir aufgefallen, daß man in Petersburg die Gebäude auf den Höfen, die man als Wagen- und Holzschuppen und zu dergleichen benutzt, „Serai" nennt, und diese vornehme Benennung also nicht wenig profanirt.

Von der „hohen, erhabenen Pforte" ist in diesen Blättern bereits die Rede gewesen; es ist der Vereinigungspunkt der ganzen Osmannischen Herrschaft, der Brennpunkt, aus dem die Strahlen der „glänzenden Sonne" (Beinamen des Sultans) licht- und heilverbreitend über das Reich der Moslim's auslaufen. Die Erbauung der Pforte fällt in das Jahr 1467 unter der Regierung Mahomed II.

Außer dem, über das Innere des ersten Hofes schon früher Gesagten, bleibt nur noch die kleine Pforte auf der rechten Seite zu erwähnen, die auf einen, ebenfalls innerhalb der Ringmauer des Serails belegenen freien Platz — Gülchane genannt — führt, der zu den gymnastischen Uebungen der kaiserlichen Pagen bestimmt ist. — Von der silbernen Statue der Eudoxia, Gemahlin des Kaisers Arkadius, die auf einer Porphyrsäule im ersten Hofe des griechischen Kaiserpallastes stand, ist jetzt nichts mehr zu sehen. Als ich vor einigen Jahren in der Kirche auf dem Hradschin zu Prag mir das Grabmal des heiligen Nepomuk, getragen von vier tüchtigen, silbernen Engeln zeigen ließ, erzählte mir der Küster, ein loser

Schelm, daß früher fünf solche Engel hier gewesen wären, „später wäre aber der Eine in der Münze zu Wien angestellt worden!“ — Vermuthlich hat die silberne Eudoxia eben eine solche Anstellung in der konstantinopolitaner Münze erhalten.

Auch von dem zweiten Thore „Orta=Kapu“ und von dem Innern des zweiten Hofes ist schon gesprochen worden. Noch bleibt aber nachzuholen, daß unter diesem langgewölbten Thore sich eine Thür befindet, die in das Gemach einer der bedeutendsten Justizpersonen des Serai's führt, nämlich in das des „Scharfrichters,“ der unter diesem Thore das gesprochene Todesurtheil gleich darauf auch zu executiren pflegt. Bis zu der Zeit, in welcher der jetzige Sultan seine Reformen begann, welchen gemäß die Gesandten fremder Mächte auch anständiger behandelt werden, mußten diese, wenn sie zur Audienz nach dem Innern des Serails zogen, bei der Orta=Kapu vom Pferde steigen — was übrigens auch jetzt noch geschieht — und eine halbe Stunde lang unter diesem Thore auf der hölzernen Bank der Wachtsoldaten neben der Thüre des Henkers verweilen, bis es dem Sultan gefällig war, sie vor seinem Angesicht erscheinen zu lassen, worüber wohl mancher der Herren Diplomaten in allem Ernst hätte „des Henkers werden mögen.“ Jetzt ist es wohl anders.

Durch die Allee, die links nach dem Divansaale führt, ist der Leser schon frühe mit mir gewandelt; rechts führt ein Baumgang zu einem langen Gebäude, in welchem sich nicht weniger als neun Küchen für

den Beherrscher, seine Frauen und für einige höhere Serailsbeamte befinden, nebst den Speisekammern und den Laboratorien der Sorbetbereiter u. s. w. Von Weinkellern kann natürlich nicht die Rede seyn, wenn wir bedenken, wo wir sind. Der Platz vor diesen Küchen ist derselbe, auf welchem die Janitscharen seligen oder unseligen Andenkens früher zum Beweis ihrer Zufriedenheit mit der Regierung sich über die Schüsseln mit Pilaw (Reiß) hermachten. Je zufriedener sie waren, desto mehr fraßen sie, und je mehr der Bauch dieser Miliz aufschwoll, desto freundlicher wurde das Angesicht des Sultans, da er überzeugt seyn konnte, daß sein Kopf noch fest sitze und sein Thron nicht wackele. Dergleichen Fressereien fanden gewöhnlich an den Audienztagen fremder Botschafter statt und mancher Courier mag von diesen an ihre resp. Höfe nach Wien, Petersburg, Paris und London mit der Nachricht vom „gesegneten Appetit der Janitscharen" abgesendet seyn. — Durch die mittlere Allee gelangt man zu dem Thore der Glückseligkeit — Babi-seadet — in welchem nicht mehr Männer, sondern schwarze und weiße Verschnittene Wache stehen. Durch diesen „glückseligen" Eingang, dessen Wände mit goldnen Schwerdtern und Schildern und goldbrocatnen Kleiderstoffen behängt sind, werden die Gesandten in den Audienzsaal geführt. Unter welchen demüthigen Ceremonien, übermäßigen Kopfbeugungen u. dergl. m. ist von vielen Reisenden schon zur Genüge beschrieben worden. Der goldne, juwelenblitzende Thron des Sultans steht

nicht der Thüre des Audienzsaales gegenüber, sondern seitwärts in dem Gemache, das nur durch ein Fenster erhellt wird, aber Licht genug giebt, um dem Auge den Juwelenschimmer nicht zu entziehen. Leiser als die Fontaine vor dem Fenster sprudelt, tönen hier die Worte, die in der Audienz gewechselt werden.

Von dieser Seite ist dieß der letzte Punkt, bis zu welchem christliche Europäer vorgedrungen sind, das übrige des Serai's gleicht dem Innern Afrikas insofern, daß es nur von den eignen Bewohnern, aber nicht von Fremden gekannt ist. Doch eine Kunde aus dem Innern des Sultansitzes ist zu den Ohren der Ungläubigen gedrungen durch die Werke der Geschichtschreiber des Reichs, aus welchen wir erfahren, daß sich im dritten oder innersten Hofe des Serai's, die verschiedenen Gemächer des Padischah und seines Hofstaates, dann die Bibliothek, Moscheen, Fontainen und Bäder, Köschke, dann der eigentliche Harem, und neben diesem Frauenkäfig auch noch ein anderer „Schimscherlik“ genannt, in welchem die Prinzen von Geblüt bis zur Thronbesteigung eingesperrt werden.

Das berühmteste der Sultanischen Gemächer, zu dem eine silberne Thüre führt, ist das Chirkai scherife Odassi, zu deutsch: der Saal des edlen Kleides. Es befinden sich in ihm die kostbaren Reliquien, nämlich: des Propheten Mantel, Fahne, Stab, Schwerdt und Bogen, so wie die Schilder und Schwerdter der Waffengenossen des Propheten. Aus Ehrfurcht gegen den Inhalt dieses Saals, verschönerte

ihn Sultan Mahmud I. mit einem Kostenaufwande von 100,000 Dukaten, wofür denn aber auch das Gemach von Gold- und Silberschimmer strotzt. Der Mantel, aus einfachem, leichten, schwarzen Wollenzeuge, ist ohnedem etwas weniger werth, als die silberne Kiste, in welcher er aufbewahrt wird und die nicht weniger als 78,000 Drachmen wiegt. Wonach der christliche Raritätensammler, stünde ihm die Wahl frei, gewiesen würde, ist nicht lange zu bezweifeln. Gelehrte Forscher wollen behaupten, daß diese mahomedanischen Reliquien ursprünglich christliche gewesen seyen, so daß den Mantel des Propheten früher die Jungfrau Maria als Rock benutzt habe, — die Fahne dieselbe sey, die Constantin direkt vom Himmel mit den darauf leserlichen Worten: „In diesem Zeichen wirst du siegen!“ empfangen habe, wogegen jetzt die Inschrift darauf prangt: Allah il allah ü Mahomed resül illah!“ — Gott ist Gott und Mahomed sein Prophet! — und mit dem Stabe Mahomeds der verstorbene Moses schon in der Wüste allerlei Wunder vollbracht habe. Der Glaube macht selig, weßhalb wir es dem Leser überlassen, hievon zu glauben, was er will.

Von dem Gebäude Chasine, das sich ebenfalls auf diesem Hofe befindet, und in vier Gewölben den Privatschatz des Sultans enthält, wollen wir nicht ausführlich sprechen, da in unsern geldarmen Zeiten so etwas nur wehmüthige Empfindungen erregen könnte.

Links und rechts vom „Thore der Glückseligkeit“ liegen die Wohnungen der beiden Oberhäup-

ter der schwarzen und weißen Eunuchen, von welchen der erste: „Aga des Hauses,“ der andere: „Aga des Thores der Glückseligkeit“ genannt wird, was eigentlich etwas ironisch klingt, von wegen der Glückseligkeit eines Verschnittenen. Mit mehr Recht heißt das hier befindliche Haremsgebäude: „Dari-seadet“ — Haus der Glückseligkeit. — Von Christen sind bis hieher höchstens nur Aerzte gedrungen und befriedigt wieder herausgekommen, wenn auch nur im Betreff des Geldbeutels, denn in diesem Falle läßt der Sultan sich nicht lumpen.

Dieses „Dari-seadet“ bildet die Winterwohnung der Frauen, im Herbste und Frühjahr beziehen sie ein anderes Gebäude in der Nähe des, auf der Seeseite des Serails gelegenen „Top-Kapu“ — „Kanonenthors“ —. Der Hofgärtner, ein Oestreicher, hat mehreren Europäern Eintritt in das Top-Kapu und Gelegenheit verschafft, dieß Gebäude zu sehen, freilich nur im Winter oder Sommer, also nicht zu der Zeit, wenn die rechten Haremsblumen, die süßduftenden hier blühten. — Neben diesem neuen Haremsgebäude befindet sich der „Eriwan-Köschk,“ der am höchsten gelegene in Konstantinopel, den der Reisende mit eben so begierigen Blicken, d. h. aus gehöriger Entfernung, betrachtet, wie der Reisende vielleicht von mehreren schönen Paaren Frauenaugen aus dem Köschk betrachtet wird. Schade nur, daß man noch keine Fernröhre erfunden hat, mit welchen man von Pera aus durch die dichten Jalousieen des Köschk seinen Inhalt erspähen könnte.

Zu dieser neuen, an der See belegenen Abtheilung des Serai's, erbaut von Sultan Mahomed I. gehören die kleinen Gemächer der Sultanin Walidé (Sultanin Mutter) zu ebener Erde, dann in der obern Etage der Thronsaal, der Gesellschaftssaal nebst den übrigen Prachtgemächern des Sultans und der neue „Marmor-Köschk." — Eine nähere Beschreibung widmen wir nur dem Gesellschaftssaal, der in der Mitte durch Stufen und durch ein goldnes Geländer, das von dem Boden bis zur Decke reicht, getheilt, aus einer höhern und einer niedern Hälfte besteht. In dem niedern Theile führen reizende Sclavinnen Tänze auf, denen der Padischah von der erhöhten Abtheilung des Saales zuschaut und sich dabei auch wohl auf kurze Zeit mit einer Günstlingin hinter den Vorhängen des Gitters verbirgt, um die durch den Anblick des üppigen, wollüstigen Schauspiels aufgeregten Sinne nach Belieben auf die angenehmste Weise zu beruhigen. Außerdem ist dieser ganze Saal mit Spiegeln ausgelegt, welche die tanzenden, köstlichen Mädchengestalten hundertfach zurückstrahlen, was gar keinen übeln Eindruck machen muß. Vielleicht wäre dieß in den Balleten europäischer Theater nicht anzuwenden; haben wir doch in Paris und Berlin in dem Ballete: „der Aufruhr in Serail," schon Tänzerinnen im wirklichen Wasser plätschern gesehen, nur mit enganschließenden fleischfarbenen Tricots, dem Surrogat der Nacktheit bekleidet.

Der Marmor-Köschk" auf zwölf Säulen von schönem, grünen Marmor ruhend, präsentirt sich dem auf dem Meere Vorüberschiffenden in seiner ganzen Herr-

lichkeit, und bietet aus seinem Innern, das mit den kostbarsten Meubeln geschmückt ist, eine wundervolle Aussicht auf das irdische Paradies an den Ufern des Bosphorus dar.

Was die innere Einrichtung des hier belegenen Harems der Sclavinnen betrifft, so ist dieß ein 300 Schritt langer und 45 Schritt breiter Saal, der der Länge nach von bunten Schränken getheilt und durchschnitten ist, in welchen die Frauen ihre Toilettengegenstände aufbewahren. Zwischen den Fenstern in beiden Abtheilungen befinden sich Sophas, auf welchen die Sclavinnen und auch Günstlinge des Sultans, sofern ihre Schönheit sie dazu macht, zu fünfzehn bei einander ihre Schlafstätte haben. Das Ganze hat etwas Kasernenartiges in der Einrichtung, der Inhalt aber — man denke sich 365, auf welche Zahl die Sophas berechnet sind, schöne, üppige Mädchen — viel Paradiesisches.

Der von den Gebäuden eingeschlossene innere Raum dieses Theils des Serai's ist theils mit Cypressen, theils mit Tulpen- und Hyazinthen-Beeten bepflanzt, wonach er auch in den Cypressen-, Hyazinthen- und Tulpen-Garten eingetheilt wird. Der letztere ist terrassenförmig angelegt und hat in der Mitte ein Wasserbecken, eingefaßt von schönem Marmorgeländer. In ihm werden die „Tulpenfeste“ gefeiert, die aus Tanz und Spielen reizender Odaliken (Sclavinnen) zwischen den beleuchteten und dadurch im magischen Glanze schimmernder Blumen, bestehen.

An den Hyazinthen-Garten gränzt die gewöhnliche

Wohnung des Sultan, in deren vorderstem Gemach sich eine kleine Bibliothek von Prachtexemplaren befindet. Im Hauptzimmer hängen von der goldenen Decke drei goldene Käfige herab, in welchen künstliche mechanische Vögel süße Lieder flöten. In der Mitte steht ein reich vergoldeter, kolossaler Tandour (Kohlenbecken), umgeben von kostbaren Divans. Die Wände sind mit goldenen, mit Brillanten besetzten Waffen verziert. Ueber der Thür, die in das daranstoßende Bad führt, prangt die von dem religiösen Sinn des Türken Zeugniß gebende Inschrift:

„Auf Gott allein steht mein Vertrauen,
„Gott allein helfe mir in meinen Geschäften."

Die Menge der Gebäude bildet außer dem oben bemerkten, noch einen Garten, der sich terrassenförmig zum Meere hinabsenkt, von sprudelnden Fontainen und prachtvollen Köschken geziert ist, und wiederum eine herrliche Aussicht auf Land und Meer darbietet, besonders aus einem schönen, runden Köschk, dessen äußere und innere Ausschmückung mit Recht als höchst geschmackvoll gelobt werden kann.

Wie bekannt, sind den Türken menschliche Abbildungen durch den Koran verboten. Die Stelle des Bildes des Propheten vertritt im Serai eine oft an den Wänden angebrachte Personalbeschreibung desselben, die wir hier beifügen:

„Es ist kein Gott als Gott, und Mahomed ist
„sein Prophet. Dieser Vortrefflichste war braun
„und weiß zugleich; mit langen, dünnen Augen-
„braunen; glänzend von Angesicht; in voller Reife

„des männlichen Alters; mit dunkeln Augen und
„ehrwürdiger Stirne, kleinen Ohren, gebogener
„Nase und von einander getrennten Zähnen; run=
„den Gesichtes und Bartes; er hatte lange Hände
„und feine Finger; er war von vollkommenem
„Wuchse, ohne Haare auf seinem Bauche, aus=
„genommen einen Streifen von der Brust bis
„zum Nabel, und zwischen seinen Schultern das
„Siegel des Prophetenthums (d. h. einen prosai=
„schen „Leberflecken“), worauf geschrieben stand:
„Du magst dich hinwenden, wohin du willst, so
„folgt dir doch stets der Sieg!“

Besonders oft befindet sich diese Schrift in den Schlafgemächern der Damen des Harems, damit der „vortrefflichste Prophet“ sich den Sinnen der Schö=nen einpräge und fortlebe in der Frucht ihres Leibes, ähnlich wie schwangere Katholikinnen zu nämlichem Zwecke ihr Auge oft auf schöne Bilder der Heiligen heften.

Oefter hatten mich, in der ersten Zeit meines Auf=enthalts in Konstantinopel, Nachts die Nachtwächter mit ihrem gewöhnlichen Zeichen der Wachsamkeit er=weckt, das darin besteht, daß sie mit großen, eisenbe=schlagenen Stöcken unbarmherzig auf das Straßenpfla=ster schlagen, und dadurch eben so gut den Traumgott zu vertreiben im Stande sind, wie unsere deutschen Nachtwächter mit ihren Knarren oder ihrem Hornrufe. — In einer Nacht, als ich von der Tageswanderung müde, süß auf meinem Lager schlummerte, klapperten mich die Wachsamen auch wieder wach. Dazu gesellte

sich der für Konstantinopel so furchtbare Ruf: „Jangin war!“ — es ist Feuer! — Aus meinem, auf die lange Gasse führenden Fenster erblickte ich rennende Volkshaufen, aber keine Flammengluth, was mich schon beruhigte. Denn kaum waren zwei Jahre verflossen, daß ganz Pera, bis auf einige Kirchen und den Pallast der östreichischen Gesandtschaft, abbrannte, und wenn ich auch auf alle Merkwürdigkeiten Konstantinopels sehr begierig war, so wäre mir eine Feuersbrunst in solcher Nähe doch etwas unangenehm gewesen. Von dem Vorsaale aus, dessen Fenster die Aussicht nach dem Hafen und nach Konstantinopel darboten, konnte man das Feuer sehen, das in Fanar ausgebrochen war. Die Nacht war rabenschwarz, und die Flammen, die aus dem Spiegel des Hafens wiederstrahlten und die Stadt schroff und magisch beleuchteten, gewährten — vergaß man dabei des Unglücks — einen imposanten interessanten Anblick. Gern wäre ich zur Brandstätte geeilt, allein dennoch hielt mich die Furcht zurück, in der Nacht mich so weit von meinem Hotel ohne schützende Begleitung in das unchristliche Volksgetümmel hineinzuwagen. Ich genoß also vom Fenster aus, mit der Pfeife, in sicherer Entfernung das unsichere Schauspiel. Kaum eine Stunde, und der schwarze Vorhang der Nacht machte wieder der Komödie ein Ende; Konstantinopel war um einige zwanzig Häuser ärmer. Eine Kleinigkeit gegen den Brand im Jahre 1633, wo gegen siebzigtausend Häuser ein Raub der Flammen wurden. — Daß die Feuersbrünste in Konstantinopel sol-

che Verheerungen anrichten, liegt einmal an dem Material der Häuser, nämlich Holz, woraus sie erbaut sind; dann wieder an dem, in diesen Blättern schon oft erwähnten: „Allah kerim! Gott ist barmherzig!“ Allah hat beschlossen, bis dahin sollen die Flammen gehen, und dagegen sträubt sich keine menschliche Gewalt. Das ist der Trost der Türken und also denkend schauen sie, eine Pfeife rauchend, ruhig zu. Das ist freilich ein fataler Fatalismus! — Bei bedeutenden Bränden ist es Pflicht des Sultans, sich in eigner Person auf die Brandstelle zu begeben, und ihm schreibt man es zu, durch Zauberei dem wüthenden Element Stillstand gebieten zu können. Diese Zauberei besteht aber ganz einfach darin, daß sich der Großherr in ein, in der Nähe des Feuers befindliches Haus begiebt. Unter dem Vorwande, seine geheiligte Person zu schützen, lassen seine Begleiter mehrere, um seinen Aufenthalt gelegene Häuser niederreißen, wonach dann gewöhnlich das Feuer nicht weiter hinausgeht, weil ihm die Nahrung fehlt. Ueberdem nehmen sich auch erst bei der Erscheinung des Sultans die Spritzenleute zusammen, in Erwartung der Geldgeschenke, die er jedesmal reichen läßt. So lange, bis sie das Geld sehen, finden sie den Fatalismus bequemer und thun nichts. — Es ist hier noch anzuführen, daß bei dieser Gelegenheit der Sultan von dem Volke Klagen gegen die Unterdrückungen der Beamten, ja gegen sich selbst anhören muß. Hat die Regierung nun Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, so kommt es vor, daß der Pöbel selbst Feuer anlegt, um mit dem Sultan

ungehindert reden zu können. Die Wortführer sollen meistens Weiber und ihr Vortrag so überzeugend und hinreißend seyn, daß der Sultan gern Abhülfe verspricht, um nur dem unaufhaltsamen Strom dieser Damensuade zu entgehen. — Originell ist es, wie man von der Brandstätte die geretteten Sachen fortschaffen läßt. Wagentransporte sind nämlich in den engen Straßen nicht anwendbar, sondern alles wird von den Chamals — so heißen hier die Lastträger, die eine eigne Zunft, wie ungefähr die berliner Eckensteher bilden — auf langen, starken Stangen fortgeschafft. Da aber sechs bis zwölf Träger zusammen an diesen Stangen eine ganze Menge von Sachen auf einmal zu transportiren pflegen, so verbindet man sie alle mit einem langen festgeschürzten Stricke, damit nicht einer oder der andere mit einem Stücke seiner Last sich aus dem Staube machen kann. — Auf dem Rücken dieser Leute befindet sich auch noch ein stark gepolstertes Kissen, und obgleich ihr Aeußeres gewöhnlich nichts weniger als kraftvoll aussieht, so grenzt es beinahe ans Unglaubliche, welche ungeheure Last ein Einzelner fortzuschleppen vermag. So sah ich einst einen Chamal mit einem Balken auf dem Rücken, an dem in Deutschland gewiß vier Menschen getragen hätten.

So wie die christkatholische Kirche, so hat auch der Islamismus fromme Orden, die gewisse Gelübde ablegen. Die Zahl dieser geistlichen Orden beläuft sich auf vierunddreißig. — Einige Gelübde sind freilich origineller als die der christlichen Mönche, wie es z. B. eine Klasse von Derwischen giebt, die auf Bäu-

men wohnen, von welchen sie nie mehr herabsteigen. Das Volk umher verehrt sie als Heilige und trägt ihnen in reichlichem Maße Nahrung und andere Bedürfnisse zu. — Zu einem andern Derwischorden gehören die, die sich selbst martern und diese Fühllosigkeit des Körpers vielleicht unterstützt durch Taschenspielereien bei großen Festen, die der Sultan oder die höheren Beamten geben, zur Schau tragen. Einer meiner Bekannten, der Gelegenheit hatte bei einem Gastmahle des Reis-Effendi, eine Scene dieser Art mit anzusehen, erzählte mir, daß sich diese Derwische mit langen Nadeln durch beide Backen und durch die Zunge stachen und wieder Andere sich mit dem nackten Bauche auf scharfe Säbel legten und dabei zwei Leute auf ihren Rücken treten ließen. Daß einer mit glühendem Eisen in den Mund fuhr, ist weniger auffallend, da man es auch in Deutschland von Taschenspielern gesehen hat.

Die Secte der tanzenden Derwische, Mewlewys genannt, habe ich selbst bei ihren Religionsübungen besucht, die sie an den Dienstagen und Freitagen in der Mittagsstunde von 1 bis 2 Uhr in der, unfern des russischen Gesandtschafts-Palais belegenen Kapelle Dewr-Khané öffentlich treiben, so daß auch jedem Franken der Zutritt erlaubt ist. Die Kapelle ist rund, in der Mitte befindet sich ein ebenfalls runder, mit einem Geländer umgebener Platz, außerhalb welchem das Volk sein Gebet — Namatz — verrichtet. In dem mittleren Raume versammeln sich die in lange, wollene, dunkle Kittel gekleidete Derwische, auf dem

Kopfe eine hohe, Zuckerhut ähnliche, spitze Mütze — Kulah genannt. — Man findet unter ihnen schöne, doch durchgehends sehr bleiche Gesichter, auf welchen eine ausdrucksvolle Schwärmerei ausgeprägt ist. — Zuerst wurde von einem Scheik eine kurze Predigt gehalten, worauf ein harmonischer, von Flöten begleiteter Gesang der Derwische folgte. Nun marschirten diese paarweise im Kreise umher, mit zur Erde geneigtem Haupte, unter Anführung von zwei Vorstehern, deren hoher Kulah mit einer weißen Binde, als Zeichen ihrer Würde umwunden war, — drehten sich hierauf alle dreimal im Kreise herum und die beiden Vorsteher kauerten dann auf der nach Mekka liegenden Seite der Kapelle auf türkische Art nieder. — Jetzt begann der abenteuerliche Tanz. Die Derwische warfen ihre Kittel fort und standen in weiten, dunkelgrünen, bis auf die Knöchel reichenden dünnen Röcken da. Einer trat vor, drückte die Augen zu, breitete die Arme aus, und drehte sich auf der rechten Ferse wie ein Kreisel mit rapider Schnelligkeit um seine eigne Axe; dann gesellte sich ein Zweiter dazu und so fort, bis die ganze Gesellschaft wie toll und besessen umherwirbelte. Durch den Luftzug beim Drehen, breitete sich der weite Rock unten in seinem ganzen Umfange aus, hiezu die spitze Mütze und der ganze Mann sah einem Kegel frappant ähnlich. Das Drehen dauerte ungefähr zehn Minuten. Plötzlich steht der ganze Chor fest und ohne Schwindel still, und wirft sich zu kurzem Gebet, mit dem Gesicht gegen Mekka zu, auf die Erde. Dann springen alle wieder

auf, und das Drehen beginnt von Neuem. Ein Aufseher geht während der Ceremonie stets herum und paßt auf, ob die Herren sich immer auch nur auf dem rechten Haken und stets auf demselben Flecke drehen. Wer davon abweicht, erhält für sothane Gottlosigkeit einen Verweis. Zuletzt küssen sämmtliche Derwische den Vorstehern die Hand und marschiren ruhig nach ihrem in der Nähe der Kapelle gelegenen, sehr schönen Kloster. — Es ist nicht recht, bei fremden Religionsübungen zu lachen, allein der Anblick dieser drehenden und verdrehten Ceremonie ist so komisch, daß ich ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Dieses steigerte sich aber bis zum Lachen, als mein mich begleitender Freund, der sehr zum Schwindel geneigt war, von bloßem Zuschauen des ununterbrochenen Drehens bis zum s. v. Vomiren, unwohl wurde und sich nur erst in einem nahen Kaffeehause durch eine Tasse dieses belebenden Getränks erholte.

Der größte Theil der Bewohner Peras, von den Genuesern abstammend, ist katholischer Religion. Aus diesem Grunde hat sich dort eine Masse von Mönchen verschiedener Orden in mehreren Klöstern niedergelassen, und wenn man die Straße mit der Menge der lustwandelnden Herren Franziskaner, Kapuziner u. s. w. erblickt, glaubt man kaum, sich im Hauptsitze des antichristlichen Islamismus zu befinden. Das Glockengeläute auf den Klöstern und den Kirchen dauert fast den ganzen Tag fort, und man muß die Peroten, nach ihrem fleißigen Kirchenbesuch zu urtheilen, für sehr fromm und zugleich auf für sehr sündhaft halten, da ich stets

die Beichtstühle mit reuevollen Sündern, hauptsächlich aber Sünderinnen angefüllt sah. — Der Anzug der perotischen Damen ist französisch, doch der gewaltige Hauben-, Hut- und Turban- ähnliche Kopfputz, den sie alle tragen, so wie die unten am Kleide neugierig hervorschauenden Pantalons nähern sich dem Orientalischen. — Der immerwährende Schmutz in den Straßen Peras nöthigt die Damen, ihre niedliche Chaussäre beim Ausgehen in eine Art von Ueberschuhen zu stecken, unter welchen sich zwei handhohe hölzerne Stelzen, die eine am Haken, die andere mehr nach der Spitze des Fußes zu, befinden, die das Gehen beschwerlich machen, wobei man es aber den anmuthigen Fußgängerinnen auch weniger verargen kann, wenn sie leicht zu Fall kommen. — Auf den Steinplatten der Kirche klappern die Damen auf diesen Stelzschuhen bis zu ihrem Sitze, wo sie die unbequeme Fußbekleidung wegwerfen und mit einer kühnen Wendung sich auf die schmale Bank hinaufschwingen, auf welcher sie mit türkisch untergeschlagenen Beinen und mit frommen niedergeschlagenen Blicken die Messe anhören. Es müßte eine komische Scene abgeben, wenn eine solche mit zehn bis zwölf hübschen Perotinnen besetzte Bank in's Schwanken käme; die ineinander geschlungenen Beine so rasch zu entwickeln wäre kaum möglich und ein Niederkommen der Damen auf den kalten Steinboden unvermeidlich. Sprache, Sitten und Manieren fast aller europäischen Nationen sind in Pera vereinigt. Am ersten merkt der Fremde dieß an der Menge von Sprachen, die

hier, gleich wie bei dem Thurmbau von Babel, gesprochen und auf eine wunderbare leichte und schnelle Art von den längere Zeit hier wohnenden Franken erlernt werden. Es giebt hier Damen, denen man in italienischer, französischer, englischer, türkischer, griechischer, russischer, armenischer und arabischer Sprache betheuern kann, daß sie liebenswürdig sind, und die es verstehen. Französisch und italienisch spricht man gewöhnlich in der höhern Gesellschaft, die durch das große diplomatische Corps und die Vergnügungssucht der hochadlichen Peroten eben so glänzend und angenehm ist, als in irgend einer andern großen Residenz Europa's. Der Tanz wird hier leidenschaftlich geliebt und der Karneval bietet in dieser Hinsicht reichliche Befriedigung dar. Wenn man bei den eingebornen Perotinnen auch den Geist vermißt, durch den sich die Damen aus den Familien der hier accreditirten Gesandten auszeichnen, so kultiviren sie mehr als Lektüre, Wissenschaft und Kunst, doch das Gebiet der Liebe, und die chronique scandaleuse ist in diesem Punkte überaus reichhaltig. Eine Hauptrolle spielt hierbei der Tandur, dessen man sich hier als Ersatz für Oefen und Kamine bedient. Es ist dies nämlich ein mit einem bis auf den Boden reichenden Teppich bedeckter Tisch, unter welchem sich ein Mangal, ein mit glühenden Kohlen gefülltes Becken, befindet. Dieser Tandur nimmt gewöhnlich den Platz vor einem in der Ecke stehenden niedrigen türkischen Sopha ein, auf welchem sich die Gesellschaft mit heraufgezogenen Füßen lagert und den Teppich des

Tandur's bis zum Halse heraufzieht, um so die Hitze aus dem Mangal auf dem Körper zu concentriren. Da plaudert dann nun die außerhalb des Teppichs sichtbare Zunge in anscheinender Gleichgültigkeit, was aber die unsichtbaren Hände und Füße treiben, kann man nicht so genau wissen, da der kupferne Mangal sehr verschwiegen zu seyn pflegt. Ob man nicht zum Nutzen und Frommen der Verliebten eine ähnliche Einrichtung auch in den deutschen Gesellschaftszimmern einführen sollte? — Sehr stolz sind die Peroten auf ihren genuesischen Adel, und es prangen noch viele Namen einst berühmter italienischer Familien hier an den Ufern des Bosphorus. Freilich ähneln die meisten sehr dem stolzen Don Ranudo de Colibrados, der bekanntlich mit seinen Finanzen sehr brouillirt war, weshalb sie sich viele Mühe geben, bei irgend einer Gesandtschaft als Dragoman oder Dolmetscher angestellt zu werden. Diese Aemter sind wichtiger, als man glauben sollte, da der Gesandte bei Unterhandlungen mit der Pforte sich ganz auf diese Leute verlassen muß. Ihr Gewissen pflegt gewöhnlich nicht das zarteste zu seyn und der Grundsatz bei ihnen zu gelten: „wer am meisten zahlt, hat mich!“ Natürlich muß da der Gesandte bei Bezahlung der Gage mit der Pforte wetteifern, um den Herrn ganz allein für sich, und nicht auch gegen sich zu haben, wie es wohl schon vorgekommen ist. — Andere perotische Edelleute, denen es nicht glückt, sich bis zum Dragoman empor zu schwingen, begnügen sich damit, den Commissionär eines Gesandten für alle mögliche Art

von Geschäften zu machen, so daß der Signor heute umherläuft, um zehn Pfund Wachskerzen zu einer Soirée einzukaufen, morgen aber als politischer Unter-Agent sich bei diesem oder jenem hohen Beamten der Pforte einschleicht, um irgend etwas für seinen Gesandten Nützliches auszukundschaften.

Der jetzige Sultan, der sich über so viel wegsetzt, pflegt jetzt oft Pera und zwar den Aeltesten des diplomatischen Corps, den dänischen Gesandten Herrn v. Hübsch zu besuchen, dessen Vater, und ich glaube auch schon Großvater Geschäftsträger bei der Pforte war. Er selbst ist in Pera geboren und nie von den Ufern des Bosphorus fortgekommen. So betrachtet der Sultan, abgesehen von seinem diplomatischen Verhältnisse, Herrn v. Hübsch als einen seiner treuen Konstantinopolitaner und steht mit ihm, so weit die türkische Etikette es gestattet, auf einem freundschaftlichen Fuß. Die Schwester, so wie die beiden Töchter des Gesandten sind sehr musikalisch, der Sultan ein großer Musikliebhaber, und hauptsächlich aus diesem Grunde dehnen sich seine Besuche zu stundenlangen aus. Die Damen, ebenfalls hier geboren, sind der türkischen Sprache natürlich mächtig, und — wie mir ein Ohrenzeuge versichert — soll die Unterhaltung von beiden Seiten des Geistes nicht entbehren.

Auf diesen Wanderungen nach Pera sah der Sultan auch die Tochter des Herrn Tolomei, Besitzer des Hotel d'Europe, in welchem ich wohnte. Die junge Dame, eine Schönheit ersten Ranges, bezauberte den

Großherrn dermaßen, daß er dem Vater enorme Summen bot, wenn er ihm die Tochter zur Haremsgefährtin überlassen wolle. Vater und Tochter, alleinseligwerdende Christen, wiesen aber jedes Anerbieten des Antichrists entschieden ab, und die Letzte reiste endlich nach Livorno, wo sie sich noch befinden soll. Der Sultan, der das Mädchen wirklich liebte, soll über seine verunglückte Werbung längere Zeit in eine Art von Tiefsinn gesunken seyn, und obgleich er wohl die Macht hatte, die spröde Schöne mit Gewalt zu entführen, so war er doch großmüthig genug, dieses Mittel zu verschmähen. Auch der Vater hat nie von der Rache des beleidigten Liebhabers etwas zu leiden gehabt.

Die Christen können sich in diesem Augenblicke nicht über die Unduldsamkeit von Seiten der türkischen Regierung beklagen. Wie schon oben bemerkt, lebt in Pera ungestört eine Masse christlicher Ordensgeistlicher. Auf der langen Gasse allein sind drei katholische Kirchen, unter welchen sich besonders die der St. Maria durch Pracht auszeichnet. Selbst die Glocken, sonst nicht geduldet, tönen jetzt laut und hell, die Gläubigen zur Andacht rufend. Die einzige Beschränkung ist die, daß keine christliche Kirche nach der Straße zu gebaut werden darf; zu allen geht man durch ein Hofthor hinein, oder, wie es hier bei dem terrassengebauten Pera der Fall ist, Treppen von Marmorstufen hinunter. Der Gesang in den Kirchen ist nicht angenehm, es ist, als ob selbst die Katholiken an dem ohrzerreißenden, näselnden Kirchen-

gekreisch — denn Gesang kann man es nicht nennen — der Griechen ein Beispiel genommen hätten.

Bei einem Geschäft im Fanar besuchte ich die dort belegene griechische Metropolitan-Kirche, ein altes, düsteres Gebäude, das in seiner innern und äußern Bauart wenig Beachtungswerthes zeigt. Als sehr verehrte Reliquie sieht man hier ein Stück einer Säule von verde antico, woran Christus gegeißelt worden seyn soll. Die beiden andern dazu gehörigen Stücke befinden sich in Rom und Jerusalem. Welchen Heiligen zwei mit Silberblech benagelte Schädel gehören, gab ich mir nicht Mühe zu erfahren, da mich todte Köpfe wenig interessiren. Mir das Liebste von Allem in der Kirche waren zwei ausgezeichnete Madonnenköpfe in Mosaik, dem Anscheine nach eine sehr alte Arbeit. — Dem erzbischöflichen Throne gegenüber stehen die beiden Stühle der Hospodare der Moldau und Wallachei. Wen diese Fürstenthümer interessiren, der sey noch auf den unfern der Kirche belegenen sogenannten „Wallachischen Palast" — Vlah Serai — ein großes, aber unansehnliches Gebäude hingewiesen.

Der Freitag — der Sonntag der Türken — ermahnte mich, am Morgen nach Konstantinopel hinüberzuschiffen, um endlich auch einmal den Sultan auf seinem Zuge zur Moschee von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Jeden Freitag besucht derselbe eine andere Moschee in Konstantinopel selbst oder in den Vorstädten; wo er an diesem Tage hinging, wußte ich nicht, und ich begab mich daher in ein Kaffeehaus

unfern der hohen Pforte, von wo aus ich bequem meine Obſervationen machen konnte. Es war ein reges Treiben um das Serail her von ſchwarzen und weißen Verſchnittenen, Boſtandſchi's, Hofbeamten und regelmäßigem Militär. Das letztere formirte eine Chaine von dem Thore des Serails in die Straße hinein, bis zur beſtimmten Moſchee. In einiger Entfernung von einander waren die Militär-Muſik-Corps aufgeſtellt. Endlich, ungefähr um 11 Uhr, nahete der Zug. Er wurde von einer Art Hofnarren eröffnet, in phantaſtiſcher Tracht, die weder türkiſch war, noch irgend eine andere Nationalität zeigte. An verſchiedenen Theilen der Kleidung, ſo wie an kurzen Stäben, die ſie an den Händen ſchwangen, und an den helmartigen Mützen klangen kleine Schellen. So wie der Zug aus dem Thore des Serails trat, ſpielten die Regiments-Muſiken einen Marſch von Donizetti, der im Orient und auch in Italien unter der Benennung des „Sultan-Marſches“ bekannt und beliebt iſt. Alle Herren und Sclaven des Gefolges aufzuſchreiben, wäre für den Nicht-Türken eine Herkulesarbeit, da die türkiſchen Titulaturen ſchwerer und zuſammengeſetzter klingen, als die deutſchen. Nur das weiß ich, daß nach den Narren die großherrlichen Köche — Baltadſchi — folgten, mit hohen braunen, ſpitzen Mützen; dann der Kislar-Aga zu Pferde, der Chef der ſchwarzen Verſchnittenen, dem Sitte und guter Ton die Tantalus-Qual auflegt, einen Harem halten zu müſſen, obgleich er ſich in derſelben unvermögenden Lage befindet, wie ſeine Untergebenen. Ihm

folgten die schwarzen und weißen Verschnittenen, alle dem Exemplar gleichend, dessen Bekanntschaft ich schon früher im Serail zu machen die Ehre hatte. Noch erblickte ich den greisen Groß=Vezier, der gewiß seinen Titel verdient, da „Vezier" wörtlich übersetzt, ein Lasttragender bedeutet, — dann den Reïs=Effendi, den Minister der auswärtigen (oft auch wohl „widerwärtigen") Angelegenheiten, und der übrigen Großen des Reichs. Endlich erschien auf einem herrlichen weißen arabischen Rosse der Sultan selbst, ein schöner, charakteristischer Kopf, mit starkem bis auf die Brust gehenden Barte, den er, der Eitelkeit huldigend, glänzend schwarz gefärbt hatte, um den Schnee des nahenden Lebenswinters zu vertilgen. Eine blaue Husarenjacke mit goldenen Schnüren, eng anliegende, blaue, ebenfalls mit goldenen Verzierungen besetzte Pantalons, die sich in kurze schwarze Stiefeln verloren, an diesen kleine Sporen, an der Seite ein kostbarer krummer Säbel, auf dem Haupte der einfache rothe Fez mit blauer Quaste, — dieß bildete das großherrliche Kostüm. Wegen des trüben, regnerischen Wetters war ein dunkelvioletter Carbonari=Mantel leicht über die Schulter geworfen, so daß die Kleidung nur wenig verhüllt wurde. — Ein langer Schweif von Pagen und Hofbedienten, unter welchen wieder die Pfeifenträger und dergl. m. sichtbar waren, beschloß den Zug. — Der Sultan, mit edlem Anstande zu Pferde sitzend, grüßte nach beiden Seiten; freundlicher wurde sein Kopfnicken, als er an dem kleinen Kreise russischer Offiziere vorbeiritt, in welchem auch

ich mich befand. — Nach ungefähr einer Stunde begaben wir uns weiter in die Stadt, um noch einer sonderbaren Sitte beizuwohnen, die gewöhnlich mit dem Zuge zur Moschee verbunden zu seyn pflegt. In einem quer vor dem Ende einer langen Straße stehenden offenen Kramladen saß nämlich ganz allein der Sultan in großer Ruhe, eine Pfeife rauchend. Sein Gefolge und das Militär waren in den Gassen, die von beiden Seiten in diese Hauptstraße führten, so vertheilt, daß man sie nicht erblickte, etwa wie Schauspieler in den Coulissen. Hier erwartet der Fürst nämlich Klagen und Bittschriften des Volks, die aber diesesmal, so viel ich sah, sehr spärlich überreicht wurden, sey es nun als Zeichen der Zufriedenheit, oder aus Furcht vor den Bewaffneten hinter den Coulissen. Nach einem sehr reichen Geschenk an den Besitzer des Ladens, der zur halbstündigen Residenz bestimmt war, setzte sich der Sultan wieder zu Pferde und begab sich in das Serail.

Da das Leben des Türken sich eigentlich nur um Pfeife, Kaffee, Harem und Bäder dreht, so finde hier Einiges über letztere Platz. Ihre Einrichtung ist ganz auf den wollüstigen Charakter der Türken berechnet. Man tritt zuerst in ein Zimmer, an dessen Wänden bequeme Divans zur Ruhe einladen; hier kleidet man sich aus und begiebt sich dann nackt, nur eine kleine Schürze um den Leib und hölzerne Sandalen an den Füßen, mit dem eben so kostümirten Badediener in das eigentliche Bad, das aus einem geräumigen Saale besteht, dessen Fußboden und Wände

in den vornehmern Bädern gewöhnlich mit Marmor ausgelegt sind. Die Decke bildet eine runde gewölbte Kuppel, die mit vielen kleinen Glasfenstern versehen ist. — Die heiße Dampfatmosphäre, die den ganzen Saal erfüllt und durch das Begießen mit Wasser auf dem stark geheizten Fußboden entwickelt wird, glaubt man im ersten Augenblicke nicht ertragen zu können, doch schnell gewöhnt sich die Lunge daran. Mitten im Saale befindet sich eine viereckige Marmor-Erhöhung, weniger heiß als der Fußboden. Auf diese setzt man sich, und nun reibt, zieht und knetet der Badediener, dessen Hände mit rauhen wollenen Handschuhen bewaffnet sind, den ganzen Körper bis zum kleinen Zehen hinab mit einer eigenen Geschicklichkeit. Ein leichter Schlag in den Nacken ist das Zeichen, daß diese Prozedur vollendet ist. Hierauf wird man in eine Nische geführt, von denen mehrere den Saal umgeben, und in welchen sich Urnen befinden, aus denen man nach Belieben warmes oder kaltes Wasser über den Körper laufen läßt, um den Schweiß abzukühlen. Dann begiebt man sich in das erste Zimmer und streckt sich auf ein Ruhebett, wo Pfeife und Kaffee schon bereit stehen. Die Abspannung, die jetzt folgt, diese Seelen- und Körperruhe ist ein über alle Beschreibung wollüstiges Gefühl. So bringt man eine Stunde, auch wohl länger zu, bis auf jene Abspannung ein neubelebter, kräftig-aufgeregter Zustand folgt. In einigen Bädern, besonders in solchen, die von Griechen gehalten werden, kann man in kleinen abgeschlossenen Ruhezimmern weibliche Individuen fin-

den, um die Freuden des türkischen Paradieses vollständig zu genießen. — Eben so wie vor den Moscheen, so findet man auch vor den Thüren der Bäder stets eine große Menge von Pantoffeln und Stiefeln. Jeder Türke nämlich läßt diese Fußbekleidung, um nicht die Teppiche oder feinen bunten, ägyptischen Schilfmatten, mit welchen Moscheen und Zimmer ausgelegt zu seyn pflegen, zu beschmutzen, draußen stehen, und betritt das Innere nur mit seinen gelbledernen Papuschen, die an den Pantalons befestigt sind. Vor mancher Moschee habe ich einige hundert Paar Pantoffeln und Stiefeln gesehen und es höchlich bewundert, wie beim Herausgehen Jeder rasch und gleichsam instinktartig die Seinigen herausfand. Wenn der Spaß nicht zu ernst werden könnte, müßte ein Durcheinanderwerfen der Fußbekleidung zu drolligen Burlesken Anlaß geben.

Eine Art von Halbbad ist das Barbieren. Als Zeichen der Barbierstube weht vor der Thüre derselben stets ein langes Handtuch. Das Gemach ist auf zwei Seiten mit hölzernen breiten Sitzbänken versehen, die dritte Seite nimmt der Heerd zum Wasserkochen ein, die vierte besteht ganz aus Fenstern und der Glasthüre, um recht viel Licht zu haben. Man setzt sich auf eine der Bänke, der Barbier springt ebenfalls hinauf und kauert mit untergeschlagenen Beinen darauf hin und beginnt dann mit vieler Leichtigkeit die Vertilgung des Bartes. Doch wird die Gelenkigkeit des Halses des zu Barbierenden auf eine harte Probe gesetzt, da der Active, um sich nicht selbst aus

seiner bequemen Sitzlage erheben zu dürfen, den Kopf des Passiven bald rechts bald links auf seinen Knieen herum wälzt. Der Bart ist nun verschwunden, der Akt aber noch nicht vollendet, denn nun folgt die zweite Scene. Vorn und hinten wird man in Servietten gehüllt, man bekommt ein mächtiges Wasserbecken zu halten, in dessen Ausschnitt der Hals hineinpaßt, und neigt sein Haupt in die Schale, ein Bild der Herodias und des enthaupteten Johannes in einer Person darstellend. Seifenwellen rauschen ungestüm in dem Becken, und mit einer Art von Wuth beginnt der Barbier uns den Kopf, nicht zu waschen, sondern zu kneten. Ohren und Nase werden unbarmherzig behandelt. Den Mund zum Hülferufen in so großer Noth zu öffnen wagt man nicht, weil man sonst in dem Seifenwasser ersticken würde. Man duldet schweigend, bis man fast einer Ohnmacht nahe ist. Nun wird über dem Haupte des Ermatteten an einer von der Decke herabklirrenden Kette ein kupfernes Gefäß voll reinen warmen Wassers aufgehängt, und aus einem unten befindlichen Zapfen strömt es auf das Haupt herab, die Seife abspühlend. Erwärmte Servietten vollenden das letzte Geschäft der Trocknung, ein Kamm ordnet das verwirrte Haar, und mit einem „Gott sey Lob!“ entwindet man sich den Händen des Barbiers, der uns einen Spiegel vorhält, um zu sehen, daß, trotz seiner Arbeit, dennoch der Kopf auf dem rechten Fleck sitzt.

Einen eigenthümlichen, ungewohnten Anblick gewähren die Wagen, deren sich die türkischen Damen

— die Männer reiten stets — bei Abstattung entfernter Besuche bedienen. Aehnlich wie in Deutschland nennt man sie Kotschi (Kutschen) oder Araba. Der Kasten ruht fest auf der Achse und ist, so wie die Räder, bunt bemalt und reich vergoldet, oben darüber aber gewöhnlich mit rothem Tuche bedeckt. An der Seite befinden sich verschlossene Jalousieen, die sich aber oft öffnen, um den neugierigen Franken schauen zu lassen, daß der liebenswürdige weibliche Inhalt liegend auf bequemem Polster ruht und den dünnen Schleier — Mahramah — lüftet, um aus dunkeln Gazellenaugen verwundende Pfeile auf das Herz des Empfänglichen zu senden. — Der Eingang zu dem Wagen ist gewöhnlich hinten angebracht, wo sich auch eine kleine vergoldete Leiter angehängt befindet, um das Ein- und Aussteigen zu erleichtern. Zwei Ochsen oder Büffel ziehen den Wagen, die abenteuerlich genug aufgeputzt sind. Vor der Stirne hängt nämlich Jedem ein viereckiges, gelbes, glänzendes Blech; zwischen den Hörnern befindet sich eine kleine Stange mit zwei bunten Roßschweifen. Oft auch ist der Kopf und der Hals der Thiere mit Blumenguirlanden umwunden. — Der nebenbei gehende Kutscher lenkt mit spitzem Stocke seine phlegmatischen Untergebenen, und als Schutzwache folgen dem Wagen gewöhnlich einige bewaffnete Diener. — Die Ausfahrten sind auch häufig die Gelegenheit, bei welcher türkische, der Liebe ergebene Damen ein zartes Verhältniß anzuknüpfen versuchen. Dann fällt wohl aus schöner Hand zu den Füßen des die Schönheit bewundernden Franken

auffordernd eine Rose oder andere bedeutungsvolle Blume nieder. Doch bedenke man wohl, daß man sich in keiner deutschen Residenz, sondern in Konstantinopel befindet. Freilich ist auch dort die Aufklärung schon vorgeschritten, doch herrscht in diesem Punkte noch die alte strenge Sitte. Aus den Wellen des Marmormeeres, an der Spitze des Serails, dringt auch jetzt noch manchmal in stiller Nacht ein dumpfer Wehelaut eines zu feurigen, bestraften weiblichen Schlachtopfers herauf, und am Morgen baumelt dann auch wohl an irgend einer Hausthüre ein lüsterner Franke sehr prosaisch zwischen Himmel und Erde.

An den Tod reihe sich hier ein türkisches Begräbniß, das ich auf dem bei Pera belegenen Kirchhofe der Derwische, wo der einst so berühmte Renegat Bonneval auch seine Ruhestätte gefunden, mit ansah. — Vier Männer trugen auf einer geflochtenen Bahre den Leichnam, der mit bunter Decke verhüllt war. Mehrere Türken, Cypressenzweige in einer Hand tragend (denn in der andern ruhte auch hier wieder die unzertrennliche Pfeife), folgten. Voran ging ein Imam, von Zeit zu Zeit Sprüche aus dem Koran rufend. Am Grabe angelangt, nahm man die Decke fort und senkte den Leichnam ohne Hülle hinab. Laut betete der Imam, die Versammlung rief: „Allah il Allah ü Mahomed resül il Allah!“ und das Grab war mit Erde ausgefüllt. Die Begleiter steckten ihre Cypressenzweige rund um das Grab, wobei der Glaube herrscht, daß wenn auch nur einer dieser Zweige fort-

grüne, der Verstorbene eingegangen sey in das heitere Paradies, das Mahomed den Gläubigen verheißen.

Es möge hier eine Uebersetzung des Grabgebets Platz finden, das mit Ernst eine schöne Einfachheit verbindet:

„Allah! sey gnädig den Lebenden und Todten, den Gegenwärtigen und Abwesenden, den Niedern und Hohen, den Männern und Weibern in dieser Versammlung! Allah! laß die unter uns, denen du das Leben noch länger verleihen willst, am Glauben des Islam halten! laß die, deren Leben du ein Ziel gesetzt, im wahren Glauben sterben! Dieser Todte aber möge durch deine Gnade Ruhe und Seligkeit finden! Allah! wenn er unter den Guten ist, so gieb, daß er immer wachse im Guten, und wenn er ein Sünder war, so vergieb ihm seine Sünden. Verleihe ihm Heil und Frieden, daß er sich dir nahe und an deinem heiligen Throne wohne! Erlöse ihn von den Schrecken des Grabes und den ewigen Flammen! Laß ihn wohnen im Paradiese, in der Gemeinschaft der Seligen. Allah! verwandle seine Gruft in eine Wohnung der Seligkeit, die dem Paradiese gleicht, nicht in eine düstere Höhle, ähnlich der Hölle! Allbarmherziger Gott, sey du ihm barmherzig!“

Ist es ein Kind, das man begräbt, so wird noch hinzugefügt:

„Möge dieses Kind uns auf dem Wege zum Heil vorangehen! Allah! laß diesen Schuldlosen seyn ein Unterpfand unserer Treue und unseres himmlischen

Lohnes! möge es für uns deine himmlische Gnade erbitten!“ —

Und so schließe die ernste Ceremonie diese Zeilen, die mir selbst eine freundliche Rückerinnerung an die Zeit gewähren, die ich an des Bosphorus heitern und paradiesischen Ufern zubrachte. —

Fahrt von Konstantinopel nach Napoli di Romania.

(Gemacht im Anfange des Jahres 1834 am Bord des russisch-kaiserlichen Kriegslugger: „Schiroka.")

Als ich am 11. Januar 1834 gegen Mittag von einer Exkursion nach Scutari in einem Kaik nach Pera zurückkehrte, sah ich den kaiserlich-russischen Lugger Schiroka mit allen Segeln an seinen drei Masten mit schwachem Nordostwinde aus dem Bosphorus herabschwimmen, und bei Top-hana Anker werfen. Nun wußte ich, daß meine Stunde bald schlagen würde, wenn auch nicht aus dem Leben, so doch aus dem reizenden Byzanz zu scheiden, denn das genannte Schiff war dasselbe, das mir durch die Güte des russischen Geschäftsträgers, Herrn Baron Rückmann, zu meiner Reise nach dem Archipel bestimmt worden. In Pera angelangt, erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß wohl noch 24, vielleicht auch 48 Stunden verfließen dürften, bis die Depeschen für Nauplia fertig seyn würden, und ich genoß diese Frist mit vollen Zügen,

indem ich noch einmal Konstantinopel nach allen Richtungen durchstreifte.

Mein russischer Paß in italienischer Sprache war ausgefertigt, mit der stereotypen Formel: „in uno tempo ove si sentono pochi accidenti di peste,“ die sich stets gleich bleibt, mögen auch in Konstantinopel drei oder dreitausend Menschen an der Pest täglich sterben, da doch in den Quarantainen der europäischen Staaten nicht darauf geachtet wird, sondern der von Konstantinopel kommende Reisende seine Quarantaine in der einmal bestimmten Frist aushalten muß. Am Montage, den 13. Januar 1834, dem Neujahrstage nach russischer und griechischer Rechnung, wurde mir mitgetheilt, daß nach Mittag der Lugger die Anker lichten würde, und so begab ich mich dann meine alte, gewohnte Bergstraße, die von Pera nach dem Hafen führt, hinab, in Begleitung eines türkischen, der Gesandtschaft zugetheilten, militärischen Dieners, wie ich sie in meinen „Skizzen aus Konstantinopel“ beschrieben habe, zu dem Landungs- oder für mich dießmal Einschiffungsplatze, kaufte noch allerlei Kleinigkeiten in den Krambuden, nahm einige Orangen aus der Hand meines türkischen Begleiters, die er mir mit einem Neujahrswunsche in russischer Sprache überreichte, schob ihm als Dank dafür ein Geldstück in die Hand, warf noch einen Scheideblick auf die herrliche Fontaine am Hafen, die ich so oft bewundert, auf die einladenden, buntgemalten Kaffeehäuser, die mich so oft erquickt hatten, stieg dann in das wankende Boot und ruderte dem Schiffe zu, wo ich freund-

lich von den mir schon bekannten Offizieren aufgenommen wurde. In des Kapitäns Kajüte fand ich diesen in einer Unterhaltung mit einem Peroten begriffen, der den Faktor, Einkäufer u. s. w. bei der Gesandtschaft vorstellte und von allen Mitgliedern derselben, wo es sich nur thun ließ, gehänselt und zum Ziel des Witzes gemacht wurde. Er war an Bord gekommen, um von Kapitän Mettline rührenden Abschied zu nehmen, und dieser, die Liebe des Peroten zu geistigen Getränken kennend, war eben im Begriff, ihm zu guter Letzt diese in vollem Maße zu spenden. Eine komplette Batterie von Champagner, Burgunder, sicilianischen und griechischen Weinen, nebst trefflichem Liqueur von Zara stand auf dem Tische, und der Gast, tausenderlei mit geschwätziger Zunge erzählend, schien es kaum zu merken, daß ihm der Wirth ein Glas nach dem andern, bald von diesem, bald von jenem Fluidum auf- und einnöthigte. Erst dann merkte er es, als ihm das Bemerken überhaupt so ziemlich vergangen war, und seine vorher so leichte Zunge allmählich sehr schwer zu werden begann. Ich glaube wir hätten ihn ruhig von Konstantinopel entführen können, ohne daß er es gewußt. So eben kamen die letzten Papiere an Bord, und nun wurde der bereits auf unsichern Füßen Stehende aufs Verdeck gebracht, wo er mit gewaltigen Thränenströmen von uns Allen Abschied zu nehmen versuchte. Die Wehmuth hatte ihm aber dermaßen den Hals zugeschnürt, daß er keines Wortes mehr mächtig war, sondern nur bisweilen die Hand aufs Herz, oder viel-

mehr den Magen legte und dann auf den Himmel zeigte, als ob er sagen wollte: „Der da oben weiß, was ich fühle!“ Wir konnten es ungefähr denken. Zu mehrerer Sicherheit ward ihm nun ein Tau um den Leib geschlungen und er in das Boot hinabgelassen, das ihn nach dem Lande zurückbrachte. Noch lange starrte er mit gläsernen Augen zu uns herauf, dann neigte er sein Haupt und wir sahen aus der Ferne, wie er am Landungsplatze, vom Schmerz des Abschiedes so angegriffen, daß ihm die Glieder den Dienst versagten, aus dem Boote gehoben wurde.

Unterdeß erschallte das Kommando, die Anker zu lichten. Trommelschläger und Pfeifer begannen einen Marsch, nach dessen Takte die Soldaten an der Winde die Anker aufwanden. Endlich war's geschehen, allein nun begann die Arbeit, bei dem steifen Nordostwinde um das Vorgebirge des Serails herum in das Marmora-Meer zu kommen. Wir lagen näher an dem Ufer von Top-hana, wo die Strömung aus dem Bosphorus in den Hafen hinein sehr stark ist und uns daher sehr konträr war. Unsere größere Schaluppe mit 12 Rudern besetzt, nahm uns daher ins Schlepptau und bugsirte uns quer über den Hafen nach dem Serail. Das Meer ist hier so tief, daß wir uns bis auf wenige Schritte der Mauer und dem davor laufenden Wege nähern konnten, der mit Geschütz und Wachen besetzt ist. Nach beinahe zweistündiger Arbeit hatten wir die Spitze des Serails erreicht. Unterdeß war die hier so kurze Dämmerung eingetreten. Noch einen Scheideblick warf ich

auf das unermeßliche Häusermeer, auf die hervorragenden kühnen Kuppeln und schlanken Minarets. Die Muezzin's riefen die Gläubigen zum Abendgebet, die zauberhafte Erleuchtung des noch fortdauernden Ramazan's flammte auf. Der Wind blies in die beigesetzten Segel, und in Nacht und Feuer versank das wunderherrliche Gemälde.

Der Nordwestwind, der gleichmäßig anhielt, versprach uns eine günstige Fahrt. Der Abend hatte eine solche Kühle, wenn man aus Höflichkeit gegen den Süden nicht Kälte sagen will, mitgebracht, daß ich mich in das Zimmer der Offiziere hinabverfügte, die ich alle behaglich bei ihren langen Pfeifen fand, bis auf einen, der jetzt gerade die von 6 zu 6 oder auch von 4 zu 4 Stunden wechselnde Wache auf dem Verdeck hatte. Es war heute der russische Neujahrstag, und unser 14jähriger Artilleriejunker, der schon seit 4 Jahren auf verschiedenen, in den südlichen Gewässern stationirten Schiffen im Dienst gestanden und seit einem Jahre zu der Besatzung des Luggers gehörte, war eben im Begriff, statt unsers Thees, den man jeden Abend um 6 Uhr trank, einen feinen Punsch zur Feier des Tages zu brauen. Der Erfolg lehrte, daß das Bürschchen in dergleichen Künsten des Friedens auch nicht unerfahren war. Seine Bekanntschaft mit dem Kriege bewies auf seiner Brust die Medaille, die er sich schon als Kind im türkischen Feldzuge durch eine, wie mir Augenzeugen erzählten, unglaubliche Keckheit erworben hatte. Aus dem kann etwas Tüchtiges werden! Der Punsch erheiterte,

8*

man griff nach Flöte, Guitarre und Geige, und unter Direktion unsers Schiffsarztes, Dell' Agata, eines jungen Italieners, der die Violine mit Meisterschaft spielte, begann ein kleines Konzert. Italiener und Russen, also zwei musikalische Nationen, waren die Ausführenden, und daher der Genuß ein angenehm musikalischer. Die Bewohner der großen Offizierskajüte waren drei Lieutenants, der Arzt, der Junker, dann ein Oestreicher, der von den Offizieren auf ihre Kosten als Lehrer für die französische und italienische Sprache engagirt war, und ein italienischer Lootse aus Konstantinopel, der, wenn auch nur der Form wegen, diese Reise mitmachte, und dafür bis zu seiner Rückkehr nach Stambul, außer freier Ration, täglich die nicht unbedeutende Gage von anderthalb preußischen Thalern erhielt. Auch ich hatte mich in diese Kajüte einlogirt, und da mir die kleinen Schlafstätten, die ringsumher in den Wänden angebracht sind, zu beängstigend erschienen, hatte man mir in dem Versammlungszimmer das Sopha als bequemes Nachtlager eingeräumt. Für die Dauer der Reise war ich vom Kapitän, der eine eigene sehr elegant eingerichtete Kajüte bewohnte, eingeladen, sein Tischgast zu seyn, und ich darf die Stunden, die ich in der Gesellschaft dieses trefflichen Mannes zubrachte, zu den glücklichsten Erinnerungspunkten meiner vielfachen Reisen zählen.

Es war spät geworden, als ich das Zimmer meines Wirths verließ und mich in die Offizierkajüte begab. Hier waren bereits die Lichter verloschen, bis

auf die Nachtlaterne, die sich von der Decke herab schwankend hin- und herwiegte, das Konzert war verstummt, der Punsch und mit ihm die Trinker verschwunden. Der Soldat, der mir auf dem Schiffe zur Bedienung gegeben war, ein Litthauer, auch der deutschen Sprache mächtig, wartete noch auf mich, in steifer militärischer Stellung, um mir beim Auskleiden behülflich zu seyn. Schlafen konnte und wollte ich nicht, beides aber, wie der Augenschein lehrte, mein Dienstfertiger, und so entließ ich ihn, warf meinen langhaarigen türkischen Mantel um, und begab mich aufs Verdeck. Die Hälfte der aus 30 Mann bestehenden Schiffsequipage war auf der Wache; am Steuerrad standen die beiden auf diesen Posten gehörenden Soldaten, ihren Blick fest auf den vor ihnen in einem Häuschen liegenden Kompaß, der von einer Lampe beleuchtet war, gerichtet. Todtenstille herrschte trotz der Wachsamkeit der Mannschaft auf dem ganzen Schiffe. Unfern vom Steuer lehnte der Kapitän in seinen Mantel gehüllt, am Bord, bald auf den Kompaß, bald auf die Segel schauend, in die der Wind sich steif eingelegt hatte. Dem Kapitän auf dem Verdeck Rede abzugewinnen, hielt schwer, denn da oben war er ganz der strenge, einsylbige Kommandeur des Schiffs. Die Nacht war dunkel, wie immer im Süden, wenn der Mond nicht leuchtet; nur die Milliarden Sterne warfen ihr bleiches Licht auf das dumpfrauschende Meer. Das Land war schon den Blicken entschwunden, auch wenn die Nacht nicht die Aussicht beschränkt hätte. Der Wind strich kalt über die kurzen Wellen; ich zog die Kappe

des Mantels über den Kopf, beugte mich über Bord und gab den Gedanken Raum. Wo das Schiff die Wogen durchschnitt, glänzte und flimmerte das Meer wie von Lichtfunken übersäet; es war das phosphorische Leuchten, das auf der Ost- und Nordsee nicht bemerkt wird, im mittelländischen und andern südlichen Meeren aber vorkommt. Ob es phosphorische Bestandtheile des Salzwassers, oder kleine Insekten und Wasserthierchen sind, die diesen Glanz hevorbringen, ist unentschieden. Der folgende Tag sollte uns, wenn der Wind so anhielt, in die Dardanellen bringen; wir machten jetzt in der Stunde 7 bis 8 Seemeilen, also ungefähr zwei deutsche, auch wohl noch darüber. Da gab es dann morgen für den neugierigen Reisenden manches Interessante an dem europäischen und asiatischen Ufer zu schauen und ein stärkender Schlaf war für den aufgeregten Körper und Geist nothwendig. Der Hahn im Hühnerkorbe am Vordertheile des Schiffs unterbrach mit seinem mitternächtlichen Krähen subordinationswidrig die lautlose Stille und mahnte mich, die Lagerstätte zu suchen.

Wie der Ruf des Muezzin vom Minaret herab die Gläubigen am Morgen zum Gebet erweckt, so weckte mich am folgenden Morgen das Geklapper der Tassen zum Thee oder Kaffee nach Belieben, je nachdem ich mich zu dieser oder jener Wohlschmeckersekte bekannte. Frisches, weißes Brod und Sahne hatte gestern noch Konstantinopel gespendet und man konnte also frühstücken, als ob man sich am Lande in einer Meierei befände. Wer das Glück hat, von der See-

krankheit verschont zu bleiben, wie ich, gewinnt dafür noch die Annehmlichkeit eines horrenden Appetits. Bei der höchst einfachen und ärmlichen Diät griechischer Schiffer, die mit zwei getrockneten Oliven und einer Salatstaude für den ganzen Tag befriedigt sind, und dasselbe auch von einem deutschen seefahrenden Magen verlangen, ist sothaner Appetit freilich eher eine Unannehmlichkeit, und die Seekrankheit, die das Essen verleidet, beinahe willkommen. Daß ich auf dem russischen Schiffe an irgend etwas Mangel gelitten, wäre eine Lüge. Beim Erwachen Thee oder Kaffee. Um 11 Uhr ein déjeûner à la fourchette, um 1 Uhr das Dinér, aus Suppe, vier Schüsseln und Desert bestehend, nebst Kaffee und Liqueur. Um halb 6 Uhr die dampfende Theemaschine, um 8 Uhr endlich das Soupér von drei Schüsseln. Dann allenfalls noch ein Glas Punsch, wenn man an dem feurigen sicilianischen Wein, der den ganzen Tag zum beliebigen Gebrauch auf dem Tische steht, noch nicht genug haben sollte. Ich möchte, als medizinische Curiosität den Magen sehen, der so nicht befriedigt wäre. Das Stopfen der langen Pfeifen verstehen die russischen Diener eben so gut, wie die türkischen Tschimbuktschi's; was fehlt also da noch zum bequemen Leben? Höchstens, daß man nach der bestehenden Schiffsdisciplin seinen Tabak nicht auf dem Verdeck, sondern nur in der Kajüte rauchen darf. Wem das nicht behagt, der mag auf englischen Kriegsschiffen reisen, wo der Artikel des Rauchens umgekehrt lautet, nämlich auf dem Verdeck, nicht aber in der Kajüte. Daß

man übrigens auf dem Verdeck und bei Tische in anständiger Kleidung erscheinen muß, erfordert der Anstand. Auf der griechischen Kriegsbrigg Nelson, auf der ich später eine Fahrt nach Italien machte, gingen freilich Kapitän und Offiziere oft barfüßig, die Passagiere im Schlafrock, Unterhosen und Pantoffeln. Andere Länder, andere Sitten; darüber ist nicht zu streiten.

Eine Seereise bleibt doch etwas gar Gutes. Man speist, trinkt, schläft, wacht, liest, schreibt, kurz, thut Alles, was man in seinem Zimmer thun kann, und kommt dabei rasch vorwärts, was im Zimmer selten zu geschehen pflegt. Und das Alles durch Wind oder durch Dampf!

Der Wind — war es nun Güte von ihm, uns rasch zu befördern, oder Schadenfreude, um uns recht bald in Hellas fühlen zu lassen, was wir an der Türkei verloren — hatte uns die Nacht hindurch wacker vorwärts gebracht. An der Insel Marmora waren wir vorbei und befanden uns bereits am Eingange der Dardanellen, gegenüber von dem auf der europäischen Küste liegenden Gallipoli, einer bedeutenden Stadt, die sich mit ihren spitzen Minarets auf einem Hügel am Ufer dahin dehnt. Es ist dieses dieselbe Stelle, auf der einst das bald nach seiner Entstehung durch ein Erdbeben zerstörte Lysimachia stand, berühmt wegen der Hexamilia, der Vertheidigungsmauer, die sich von hier aus in einer Ausdehnung von sechs Meilen quer durch den Chersones hinzog. Auf dem asiatischen Ufer, das einen freundlichern und schöne-

ren Anblick darbietet, liegt mitten in grünen Gärten und niederm Gesträuch der kleine Ort Tschardag, und etwas weiter hinunter das bekannte Lampsacus, einst eine große Stadt, die noch zu den Römerzeiten Tempel und prachtvolle Gebäude aufzuweisen hatte, von denen in dem jetzigen unbedeutenden Orte freilich keine Spuren mehr vorhanden sind. Berühmt oder berüchtigt ist Lampsacus noch wegen der Verehrung, die im Alterthum hier der Venus meretrix, liederlichen Andenkens, gezollt wurde; daß die Religionsübungen gerade nicht zu den decentesten gehörten, kann man sich denken. Jetzt herrscht hier Bacchus, der ächte Kumpan jener Göttin, da ein trefflicher, dem Portwein ähnlicher Rebensaft in der Umgegend in Menge wächst, und dem frommen Moslim das Gebot seines Propheten manchmal wohl recht drückend machen mag. Daß in der europäischen und asiatischen Türkei jene famose Göttin doch noch zwei privilegirte großartige Asyle hat, mag wenig bekannt seyn. Unweit Schumla, am Fuße des Balkan liegt ein Dorf, Modara, wohin alle liederlichen Schönheiten aus Rumelien, wenn man sie in flagranti ertappt, gebracht und dort auf Kosten der Regierung unterhalten werden. Männliche Bewohner dürfen sich in dem Dorfe nicht ansiedeln. Führt einen Reisenden sein Schicksal nun durch diesen Ort, so darf er sich aus der en parade aufmarschirten weiblichen Besatzung seine Wirthin wählen, bei der er sich von den Strapazen der Reise erholen kann, so lange er dazu Lust hat. Da diese Heerstraße nach dem Willen der schönen Kinder der

Sünde nicht genugsam belebt ist, so freuen sie sich sehr über die häufigen Besuche der Garnison von Schumla, die Modara als Erholungsort von dem strengen militärischen Dienst zu betrachten pflegt.

Ferner liegt mehrere Tagreisen östlich von Smyrna das Dorf Martavan, dessen Bewohner einer höchst seltenen und seltsamen Religionssekte, nämlich der der Ansarier angehören. Gelangt ein Reisender in das Dorf, so halten es die Männer für Pflicht, ihre schönen Weiber oder Töchter dem Fremden zur feurigsten Verehrung anzubieten, was denn auch die Proselyten mit großem Danke annehmen sollen. Beide Seltsamkeiten klingen etwas fabelhaft, sind aber durchaus wahr, und ich hörte in Konstantinopel und Smyrna davon wie von einer sehr bekannten Sache sprechen.

Je weiter wir in die Dardanellen hineinsegelten, desto mehr verengerte sich die Meerstraße, namentlich da, wo auf der europäischen Küste die Ruinen von Sestos, denn auch die Trümmer sind jetzt verschwunden, gestanden haben. Von hier beginnen nun auf beiden Ufern die Batterien bis zu den Schlössern Kilid Bahr auf der europäischen, und Bogaz Hissar auf der asiatischen Seite, wo die engste Stelle des Kanals, etwa eine deutsche Viertelmeile breit, seyn möchte, und wohin auch, den glaubwürdigsten Vermuthungen zufolge, der Schauplatz der Liebes- und Schwimmabenteuer Hero's und Leander's zu verlegen wäre. Es ist dieselbe Stelle, die Lord Byron, ohne daß ihm auf dem andern Ufer eine liebende Hero winkte, mit dem englischen Lieutenant Ekenhead am 3. Mai 1810

durchschwamm, was übrigens jeder gute Schwimmer gefahrlos wagen kann. Neben dem europäischen Schlosse zeigte man mir einen Erdhügel, den man, sey's mit Recht oder Unrecht, das Grab der Hekuba nennt.

So wie jetzt die Befestigungen der Küsten verstärkt sind, vermuthlich durch fremde geschickte Ingenieuroffiziere, so sollte es doch einem Schiffe schwer halten, das Kreuzfeuer auszuhalten und die Durchfahrt zu erzwingen. So viel ich an dem asiatischen Schlosse bemerken konnte, so stehen drei Batterien, mit schwerem Geschütz sehr zahlreich bespickt, in drei Stockwerken über einander, von denen die unterste beinahe parallel mit der Wasserfläche liegt, und diese also sehr bequem (für sich selbst), für die feindlichen Schiffe aber gewaltig unbequem bestreichen dürfte. In dieser Festung, die auch den Namen Tschana-Kalessi, Töpferfestung, wegen der hier befindlichen großen Töpferwaarenfabrik führt, residirt der Pascha der Dardanellen, bei dem alle Schiffe, die aus dem Archipel in's Marmorameer hinaufgehen wollen, einen Erlaubnißferman lösen müssen. Für die Kriegsschiffe fremder Nationen muß ein solcher erst aus Konstantinopel geholt werden, weßhalb diese dann auch Tage lang hier vor Anker zu liegen pflegen. Der Ort ist zugleich der Sitz aller europäischen Konsuln, deren Flaggen, wie dieß im Orient der Gebrauch ist, von den Zinnen ihrer Wohnungen sich im Winde entfalteten.

Beide Ufer der Dardanellen sind sehr anmuthig,

vorzüglich das asiatische. Hier senkt sich das Idagebirge allmählich bis zum Meere hinab. Auf den Gipfeln rauschen dunkle Waldungen, indeß am Fuß der Berge die Weinrebe lustig grünt.

Außer einigen Batterien, südlich von den Schlössern, machen am Ausgange des Kanals das Schloß Sed Bahr auf dem europäischen Kap Greco, und Kum-Kalessi bei dem asiatischen Kap Jenischehr den Schluß der Befestigungen aus, alle auf das beste bereit, andringenden feindlichen Schiffen ernste und treffende Bemerkungen entgegen zu brummen.

Es war Nachmittag, als wir den Ausgang der Dardanellen erreichten und uns dicht unter Kum-Kalessi, das am Ausflusse des Skamander auf einer Sandbank liegt (worauf auch die Benennung Kum-Kalessi, Sandschloß, hindeutet), hielten, um unsere Fahrt mehr östlich zwischen Tenedos und der asiatischen Küste zu dirigiren, die von allen Schiffen passirt wird, da weiter westlich zwischen den Inseln Tenedos und Lemnos das Meer von Untiefen, Klippen und Sandbänken wimmelt. Kapitän Mettline stand mit mir auf dem Verdeck und zeigte mir an der Küste die Richtung, wo ungefähr anderthalb Meilen vom Strande entfernt jetzt das Dorf Bunarbaschi liegt, einst aber Troja lag. Mag das, was ich bei einem spätern Besuch an dieser Küste sah, hier in einigen Zeilen Platz finden.

Bekanntlich hat man in neuerer Zeit sogar die Existenz von Troja bestritten, da gar keine Ruinen mehr vorhanden sind, um Zeugniß zu geben von der

einst so berühmten Stadt. Doch manches Neuere ist spurlos verschwunden, von dem man mit Bestimmtheit weiß, daß es da gewesen. Zeit und Menschenhände vertilgen schneller, als sie hervorbringen. Den Homer in der Hand und in eigener Person an Ort und Stelle des Gedichts, so taucht der ganze Schauplatz jenes Kampfes deutlich dem Beschauenden auf, und beweist, mit welcher topographischen Genauigkeit die Ilias geschrieben ist, ob mit historischer, ist freilich schwerer zu beweisen. Die trojanische Ebene zieht sich von der Seeküste zwischen den Vorgebirgen Rhäteum und Sigeum, das jetzige Kap Jenischehr, in einer Breite von ungefähr einer deutschen Meile, und in einer Länge von anderthalb Meilen bis zu dem Dorfe Bunarbaschi, wo Troja gelegen haben muß, hin. Zwischen jenen Vorgebirgen waren die Schiffe der Griechen für die ganze Dauer des Kampfes auf das Land gezogen und unter ihrem Schutze mögen die Kämpfer bivouaquirt haben. Da die Fahrzeuge vermuthlich nicht sehr groß waren, so ließ sich dieß leicht bewerkstelligen. Ich sah bei dem griechischen Fischerdorfe Rivatos, zwischen Selivria und Konstantinopel am Marmora = Meer ebenfalls diese Manier angewandt, und der Anblick jener Fahrzeuge in ihrer antiken vorn und hinten hochgebogenen Form, wie wir die alte Rostra abgebildet sehen, gaben mir schon damals, mit meinem Reisegefährten in einem Gespräch über den trojanischen Kampf begriffen, ein deutliches Bild des Griechenlagers vor Troja. Außerdem wird sich der Leser erinnern, daß Homer ge=

nau beschreibt, wie zunächst an der See die Schiffe des Agamemnon, dann weiter entfernt die des Achilles und Ajax standen. Daß man übrigens ziemlich weit gegen Troja hinauf die Fahrzeuge auf's Trockene gebracht hatte, beweist die Angabe Homers, daß zwischen den Schiffen und dem Meere auf dem Strande das Heer sich versammelte und die Myrmidonen sich hier in Kampfesspielen übten, die Heerführer aber zwischen den Schiffen selbst ihren Rath hielten. Ich bin kein gelehrter Antiquar, und fühle mich daher auch zu dergleichen Forschungen nicht berechtigt. Das Werk des Grafen Radczinsky über die Ebene von Troja, das ich längere Zeit vor meiner Reise las, gab mir ein treues Bild dessen, was ich später sah, und hätte mir, wenn ich es an Ort und Stelle zur Hand gehabt, gewiß von belehrendem Nutzen seyn können. Der Simois und Skamander, die nach ihrer Vereinigung nur den letzten Namen beibehalten (bei den Türken jetzt Menderé genannt), zeigen im Sommer, wie auch der größte Theil der griechischen Flüsse, nur ein trockenes Strombette. Im Frühjahr, als ich sie sah, hatte der Regen sie mit Wasser angefüllt, obgleich es schwer gehalten und viel Kunst erfordert hätte, darin zu ertrinken. Die Kampfebene ist jetzt größtentheils in fruchtbare Aecker umgeschaffen. An einem andern unbedeutenden Bache, ich glaube man nennt ihn Gulusui, liegen einige Mauertrümmer, die man für das Grab des Ajax ausgiebt. Das Dorf Bunarbaschi liegt am Fuße eines sich sanft erhebenden Hügels, der gegen Süden sich steil und

felsig gegen den vorüber rauschenden Simois absenkt, und so eine natürliche, schwer zu erobernde Befestigung Troja's ausmachte. Auf der andern Seite trotzten starke Mauern dem Andrange der Griechen. Daß die Belagerung zehn Jahre dauerte, will uns jetzt freilich etwas sonderbar scheinen. Ich glaube, wäre das damalige Troja ein Antwerpen gewesen, die Griechen lägen noch bis zu dieser Stunde davor. Oben auf der Fläche des Hügels mag Pergamus, die „vom Sturm umbrauste Burg" des Priamus gestanden haben. Jetzt wuchert dort Unkraut und zwerghaftes Gebüsch zwischen umherliegenden Feldsteinen. Von hier oben hat man eine umfassende Aussicht über die ganze Ebene, die sich jetzt als eine gut bebaute und reich grünende dem Auge darstellt. Den von Chandler beschriebenen, hier vorgefundenen Marmorblock, auf dem sich die berühmte Sigeische Inschrift, das älteste schriftliche Denkmal befand, und der vor etwa zwanzig Jahren noch als Sitzbank vor einem Hause in Bunarbaschi gedient haben soll, habe ich vergebens gesucht. Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versuchte es der damalige französische Gesandte, Choiseul Gouffier, dieß Denkmal an sich zu bringen, aber vergebens. Wo es jetzt hingekommen seyn mag, ist mir unbekannt, doch dürfte die Vermuthung die sicherste seyn, daß irgend ein antiquitätengieriger Engländer, etwa Lord Elgin, es hinüber auf seine Nebelinsel entführt hat. Zwischen dem Dorfe und Kap Jenischehr liegt der Grabhügel des Antilochus, unfern davon zwei klei-

nere, von welchen der eine die Asche des Peneleus, der andere die des Achilles und Patroklus umschließt oder umschließen soll. Choiseul ließ das letzte Grab öffnen und fand darin Metallstücke, von denen man nicht weiß, was sie vorgestellt haben, und eine ebenfalls zerbrochene metallene Urne, an welcher Ueberreste einer geschmackvollen erhabenen Arbeit zu erkennen waren. Das ist übrigens Alles, was die trojanische Ebene dem Beschauer zeigt.

Das neue Ilium, Alexandria Troas, bei den Türken Eski-Stambul, von Lysimachus auf Befehl Alexander des Großen erbaut, liegt unfern des Meeres auf der äußerst fruchtbaren Küste, umgeben von einem kleinen Walde von Zwergeichen. Gegenüber taucht Tenedos aus den Wellen empor, nördlich schweift der Blick über die berühmte Ebene. Reisende, die vor 30 bis 40 Jahren diese Gegend besuchten, wollen noch viele Trümmer einstiger Größe hier gefunden haben, jetzt ist wenig mehr davon übrig. Eine Grundlage mit einigen zerbrochenen Säulenstücken hält man für einen Dianentempel; die Türken nennen diese Trümmer Kislarserai. Beide Namen deuten also auf einen Keuschheitsaufenthalt hin, da Kislar bekanntlich einen Eunuchen bedeutet. Ueberbleibsel eines Theaters sind in den Bänken, dem Porticus und dem Fußboden noch ziemlich erhalten. Eben so bezeichnen Mauertrümmer die frühere Befestigung der Stadt. Auf einem östlich gelegenen Hügel zeigen sich bedeutende Ruinen, die von einigen Forschern für ein Gymnasion, von andern für Bäder gehalten

werden. Diese Ueberbleibsel bestehen größtentheils aus immer mehr zerbröckelndem Granit, denn Alles, was von Marmor sich in diesen Gegenden vorfand, wurde nach den Dardanellenschlössern geschafft und dort von den Türken in Geschützkugeln umgearbeitet, wovon einige zwei Fuß im Durchmesser haben und also Zeugniß von dem ungeheuern Kaliber der Mörser geben. Einige wohlerhaltene Säulen wurden nach Konstantinopel gebracht und schmücken dort die Moscheen Solimans und Selims, noch das beste Mittel, um diese Denkmale vor vandalischer Zerstörung zu bewahren.

Es möge hier noch bemerkt werden, daß byzantinische Schriftsteller anführen, Kaiser Konstantin hätte, ehe er Byzanz zu seiner Residenz erwählte, die Idee gehabt, eine Hauptstadt in der Ebene zwischen dem alten und neuen Troja zu erbauen, von der schon Thürme und Mauern empor stiegen und von den auf dem Meere vorbei Schiffenden gesehen worden wären.

Die Wache auf unserm Lugger meldete, daß in der Bucht am Kap Jenischehr ein russisches Kriegsschiff vor Anker liege. Der Kapitän erkannte durch das Fernrohr eine russische Kriegsbrigg. Es mußte eine von den beiden seyn, die in Nauplia stationirt liegen, entweder der Ajax oder der Paris, da sich außer ihnen und unserm Lugger damals kein kaiserliches Kriegsschiff außerhalb der Dardanellen befand. Wir nahmen unsere Richtung darauf zu und hatten es in einer Viertelstunde erreicht. Es war der Ajax

von 24 Kanonen, der hier geankert, weil der konträre Wind und die Strömung ihm nicht erlaubte, in die Dardanellen einzulaufen, dann auch, weil der Pascha aus Tschana-Kalessi einen Tataren über Gallipoli und Selivria nach Konstantinopel abgefertigt hatte, um den Firman für das Schiff, die Schlösser zu passiren, von dort zu holen. Auf den Fall, daß die Brigg Depeschen für die Gesandtschaft bei der Pforte hatte, wollte unser Kapitän tauschen, mit jenen Papieren wieder umkehren, indeß unsere Depeschen und ich auf dem Ajax nach Nauplia zurücksegeln könnten. Außer der Besorgung ihrer Depeschen hatte aber die Brigg den Auftrag, den Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, den Onkel des Königs von Griechenland, der eine Lustreise über Smyrna, zu Lande über Brussa durch Kleinasien nach Konstantinopel gemacht hatte, mit seiner Begleitung von dort nach Griechenland zurückzuführen, und so konnte also aus dem Tausch der beiden Schiffe nichts werden, was mir übrigens sehr lieb war, da ich bereits bei den Offizieren unsers Luggers heimisch geworden. Prinz Eduard, der in Konstantinopel die Nachricht von der Anwesenheit des Ajax bei den Dardanellen erhielt, schiffte sich dorthin auf einem italienischen Kauffahrer ein und ersparte so der Brigg die mühsame Fahrt. Unser Rendezvous mit diesem Schiffe fand am 14. Januar statt, und schon am Donnerstag Abends 11 Uhr, am 16. Januar, langten wir nach sehr glücklicher Fahrt im Hafen von Nauplia an, gerade vor dem Eintritt sehr ungünstigen Wet-

ters. Am 16. Januar ging die Brigg mit dem Prinzen von den Dardanellen unter Segel und traf erst vierzehn Tage später, nach sehr stürmischer Fahrt, bei welcher auch das Schiff bedeutend litt und deßwegen später nach der Insel Poros, wo sich russische Magazine und eine Werfte befinden, zur Ausbesserung ging, in Nauplia ein.

Nach einer Stunde, in welcher Zeit auf unsern beiden Schiffen wechselseitige Besuche gemacht waren, nahmen wir Abschied und segelten mit einbrechender Dunkelheit in den Kanal von Tenedos ein. Wir hielten uns nahe an der Insel, und so viel es das Sternenlicht zu sehen erlaubte, zeigte sich uns die gleichnamige Hauptstadt der Insel auf der nordöstlichen Spitze derselben, am Fuße des hohen Vorgebirges. Den Ruf der Schönheit sollen, wie im Alterthume, auch jetzt noch die Bewohnerinnen behaupten. Auch hier thront neben Venus ihr Kumpan Bacchus. Die ganze Insel ist mit Reben bedeckt, die einen dem rothen Burgunder ähnlichen Wein liefern.

Mytilene, das alte Lesbos, blieb auf unserer Fahrt östlich liegen. Morpheus Arme hatten mich so fest auf meine Lagerstätte niedergedrückt, daß ich in dieser Nacht aus unserer Kajüte keinen Ausflug die Treppe hinauf auf das Verdeck machte, und also den Geburtsort der Sappho nicht mit eigenen Augen sah. Bekanntlich ist Mytilene nicht der Ort, wo die mannstolle Dichterin ihre Gluthen in den Wellen kühlte. Den Schauplatz ihres tragischen Endes sah ich fünf Monate später auf dem Wege von Griechenland nach

Italien. Es ist das zu den jonischen Inseln gehörende Eiland Leukadia, das jetzige Santa Maura. Auf der südlichsten Spitze fällt der leukadische Felsen — jetzt Cap Ducato — senkrecht 250 Fuß hoch in die seinen Fuß umbrausende See hinab. Wir segelten damals nahe genug vorbei, um die weiße Marmorklippe, in deren Spalten üppiges Grün wuchert, genau zu betrachten. Sehr richtig behaupteten die Alten, daß ein Sprung von diesem Felsen die Liebesqual unglücklicher Herzen auf ewig heile; der Augenschein zeigt die Gewißheit dieser Behauptung, da der, der zu diesem Mittel seine Zuflucht ergriff, wohl auf ewig von Liebes- und andern Schmerzen geheilt seyn dürfte. Strabo, Photius und andere Schriftsteller nennen uns mehrere solche Springer, unter andern auch den seligen Jupiter, der sich, so oft die stolze Juno oder auch eine andere Dame seine Zärtlichkeiten zurückwies, hier sich hinabgestürzt haben soll. Bei dem bekannten feurigen Temperament des alten Göttervaters dürfte er oft in die Wellen geplumpt seyn. Als ich an dieser famosen Klippe von Santa Maura vorbeisegelte, erblickte ich vermittelst eines guten Fernrohrs oben auf dem Felsen eine rothe Gestalt, allem Anschein nach ein großbritannischer Lieutenant von der dort liegenden Garnison. Ob er vielleicht nur einen Spaziergang machte, um das genossene Rostbeaf — es war Nachmittag — zu verdauen, oder vielleicht vom Spleen getrieben, seinem Hintermanne in der Armee durch einen Sprung ein baldiges Avancement verschaffen wollte, konnte ich nicht unterscheiden.

Doch kehren wir wieder auf die Fluthen in der Nähe von Mytilene zurück.

Ein poëtisches Gemüth, so fern es mit der Seekrankheit verschont geblieben, hätte sich beim Anblick des Eilandes allerlei erklecklichen Phantasieen hingegeben. Ich, der prosaische Schläfer, hörte und sah nichts. Nicht einmal der hier geborene Seeräuber Khair Eddin Barbarossa, der mit scharfem Schwert Tunis eroberte und die Venetianer aus Morea jagte, stieg in meinen Träumen empor, obgleich dieser Rothbart doch auch keine unberühmte Person und ganz zum Helden eines Basseschen dreibändigen Schauer-Roman-Helden geboren war. Mag hier noch die Bemerkung stehen, daß Mytilene die erste Insel des Archipels war, die in den Besitz der Türken durch die Eroberung Solimans I. kam, weßhalb auch jetzt noch auf ihr reine türkische Lebensweise und Sitte, unvermischt mit der griechischen, sich erhalten hat.

Der folgende Tag zeigte uns die erste, zum jetzigen Königreiche Griechenland gehörende Insel: Skyros; links in sehr weiter Ferne aber die türkische: Psara, deren Bewohner für ihre Anstrengungen im Befreiungskampfe wohl die Unabhängigkeit von der Türkei verdient hätten, wenn dieß anders ein Lohn gewesen wäre, woran wir uns aber zu zweifeln erlauben, da nach sichern Nachrichten bekanntlich in neuester Zeit bereits 9000 Griechen aus ihrem Vaterlande nach der Türkei ausgewandert sind. Am Mittage befanden wir uns auf der Höhe des langgestreckten Negropont, zwischen dieser Insel und Andros in

das mit einer Menge Eilande besäete Meer hineinsegelnd. Man irrt, wenn man glaubt, daß die Inselgruppen des Archipels einen heitern, grünen, erfreulichen Anblick darbieten. Kein angebautes Ufer, keine lachende Flur, kein freundliches Dorf, keine wehenden Baumeskronen erquicken das von der weiten Wasserfläche ermüdete Auge. Wie fabelhafte Riesenungeheuer starren die grauen Felsen aus dem Meere, nichts weniger als einladend empor.

Am heutigen Nachmittage zeigten sich in der Nähe des Schiffes die Delphine in großer Menge, ein Anzeichen, daß ein Sturm im Anzuge sey. Dicht unter der Oberfläche, dem Auge sichtbar, durchschnitten sie pfeilschnell die jetzt noch niedrigen Wellen des Meeres, von Zeit zu Zeit in gewaltigen Bogensätzen sich zwei bis drei Fuß aus dem Wasser erhebend. Ihre Gestalt, besonders der Kopf ähnelt dem des Wallfisches, seine Länge beträgt drei bis vier Ellen, auch wohl mehr. Das mittelländische Meer wird von ganzen Horden dieser Fische belebt, doch ist ihr Haupt- und Lieblingsaufenthalt der Bosphorus, wo sie ungestört ihr Wesen treiben, da der Türke ihnen eine Art Heiligkeit und damit zugleich Unverletzlichkeit beigelegt hat. Ihr Erscheinen deutet, wie gesagt, auf nahenden Sturm, und es ist deßwegen noch bemerkenswerth, daß sie stets in der Richtung hinschwimmen, von wo das Wetter zu kommen pflegt. Dießmal schien es ein Nordwest-Sturm werden zu wollen.

Gegen Abend steuerten wir durch die Inseln Makronisi und Zea, und bekamen das Kap Colon, das

alte Sunium mit seinen Ruinen des Minerventempels zu Gesicht. Hinter diesem Vorgebirge in nördlicher Richtung, fünf Meilen landeinwärts liegt Athen. Das Vorgebirge, die südöstlichste Spitze von Attika, hebt sich schroff und steil aus der See empor, und trug sonst zwei Tempel, nämlich den der Minerva Sunias und des Neptunus Suniaratos, die beide nur wenige Zeit später als das Parthenon in Athen erbaut wurden. Der des Neptun ist bis auf die letzte Spur verschwunden, von dem der Minerva sind noch fast alle Säulen erhalten, die, von schönem weißen Marmor, weit in's Meer hinaus leuchten. Wenn frühere Reisende es lobten, daß diese blendend hellen Marmorsäulen einen schönen Contrast mit dem dunkeln Grün der Bäume, die den Tempel umgeben, bildeten, so ist von dieser belaubten Umgebung jetzt nichts zu sehen. Die noch immer schönen und imposanten Trümmer stehen ganz frei auf der nur mit niederm Gestrüpp bedeckten Plattform des Kaps.

Links vor uns lag die kleine Insel St. Giorgio, der Hauptschlupfwinkel der griechischen Piraten, die sich auch noch während der jetzigen Regierung hin und wieder zu zeigen pflegen. Auf den freilich schwer zu vermuthenden Fall, daß diese guten Leute etwa unsere Bekanntschaft zu machen wünschten, waren zu ihrem geziemenden Empfange bereits die gehörigen Anstalten getroffen. Nachdem das Feuer auf dem Heerd und in unsern sehr thätigen Pfeifen verlöscht war, wurde die ganze Mannschaft auf das Verdeck kommandirt, und dann zwei Mann unter der Leitung

unsers Artillerie-Junkers in die neben der Offiziers-Kajüte befindliche, mit eisernen Thüren versehene Pulverkammer geschickt, nachdem sie sich die eisenbeschlagenen Stiefeln ausgezogen hatten, um Patronen anzufertigen. Die Hülse der Patronen bestand aus kleinen Säcken von Pferdehaarzeug; diese feste Umhüllung hindert übrigens nicht die Entzündung, da die Geschütze der russischen Marine nicht mit der brennenden Lunte, sondern durch einen Zündapparat, wie bei den Percussionsgewehren, abgefeuert werden. Die Kugeln liegen auf dem Verdeck, überall wo es der Raum gestattet, in symmetrischer Ordnung zum schnellen Gebrauch hingereiht.

Da gegen Abend der kalte Wind immer mehr und mehr den Charakter eines Sturms anzunehmen schien, begaben wir uns, außer dem wachthabenden Offizier, in die Kajüte, um uns an warmem Thee zu erquicken. Das Schiff hatte bereits seine stark schaukelnden Bewegungen begonnen. Unser Junker stand am Tisch und war mit der Bereitung des Thees beschäftigt; ein tüchtiger Wellenstoß warf den kleinen Krieger nebst Theekanne und Tassen über einen zwischen seine Füße hüpfenden Stuhl zu Boden, wofür er von den Offizieren tüchtig ausgelacht wurde. Nachdem das wässerige Deficit ergänzt und getrunken war, begaben wir uns auf's Deck, wo der letzte Strahl des Tages das mir neue interessante Schauspiel beleuchtete.

Die See tobte und schäumte; die Wellen trugen wie einen Spielball unser Schiff bald hoch auf ih-

ren Rücken, bald drängten sie sich thürmend rings umher. Der Himmel war mit schweren, grauen Wolken bedeckt, die vom Sturm gepeitscht, einen Wettlauf mit unserm Lugger zu machen schienen. Trotz dem Lärm, der rings um uns in der Natur tobte, herrschte wie immer auf dem Schiffe dieselbe Ruhe und Stille, durch die nur manchmal vom Hinterdeck her das Kommandowort des Kapitäns erschallte, das von dem Lieutenant und zuletzt durch das Signal des Kommandopfeifchens vom Unteroffizier wiederholt wurde, worauf sich dann theilweise die Mannschaft bald auf diesen, bald auf jenen Mast in Bewegung setzte. Der größte Theil der Segel war eingerefft, das Rad am Steuer durch leicht zu lösende Taue befestigt, um den beiden Steuerleuten ihr Geschäft zu erleichtern und zu sichern. Daß das Meer hier zwischen den Inseln mit Klippen angefüllt und ein Sturm also keine gefahrlose Partie ist, wußte ich. Fragen meiner Wißbegierde, oder besser gesagt: Aengstlichkeit, an den Kapitän gerichtet, blieben größtentheils unbeantwortet. „Gehen Sie in die Kajüte! hier oben geniren Sie und werden genirt!“ war die einzige derbhöfliche Rede, die ich von ihm vernahm. Das that ich aber nicht, sondern bekämpfte meine Aengstlichkeit und schlich auf's Vorderdeck, wo ich, eingehüllt in den Mantel, mir ein Plätzchen aussuchte, von dem ich das Schauspiel, das mir vermuthlich seltener geboten werden dürfte, als mancher deutschen Residenz die Oper: „Robert der Teufel,“ bequem ansehen wollte. Das Schiff, seinen Bugspriet bald wie einen drohen-

Finger nach den Wolken gerichtet, bald wieder, als wolle es mit diesem sich in den Abgrund bohren, geberdete sich wie ein bockendes Pferd. Doch unser Kapitän war ein wackerer Reiter, der mit einigen Worten unser hüpfendes Beförderungsmittel zu lenken wußte. So lange der wehende West-Nord-West anhielt, war schwer möglich in den Busen von Nauplia hineinzukommen, da wir dort in der engbeschränkten See zu wenig Platz gehabt hätten, um gegen den ganz conträren Sturm zu laviren. Es wurde daher beschlossen, uns auf der hohen See zu halten. Die Kenntniß unsers Kommandeurs mit den hier zerstreuten Inselgruppen war geeignet, auch den Furchtsamen zu beruhigen.

Die Suppe blieb an diesem Abende beim Nachtessen aus, da es unter so beweglichen Umständen schwer gewesen wäre, einen Löffel davon in den Mund zu bringen. Wir begnügten uns daher mit compakter Speise, und was den Wein betraf, so versuchten wir es dennoch, was auch glücklich gelang, ihn an Ort und Stelle zu befördern. Der Kapitän, so mürrisch er auf dem Verdeck gewesen, so lustig war er bei Tisch, und assecurirte mir, als ich einige Bedenklichkeiten hinsichts des Sturms äußerte, unter lautem Lachen mein Leben. Was wollte ich also mehr und was konnte mich abhalten, mit freilich sehr unsichern Tritten, aber nicht vom Wein, sondern zum Erstenmale in meinem Leben vom Wasser, mein Lager und darauf die Ruhe zu suchen? Das Schiff hatte eine stark schaukelnde Bewegung von einer Seite zur andern angenommen,

mein Sopha stand in der Kajüte nicht der Länge nach, sondern in der Quere, so daß ich bald mit dem Kopfe tief unten lag und die Füße emporstreckte, dann wieder der umgekehrte Fall eintrat. Hiezu kam noch, daß über meinem Lager an der Wand eine Violine hing, die gleich einem Perpendickel mit schrillendem Tone hin und herschwankte, einen Pendant dazu bildete die von der Decke der Kajüte herabhängende brennende Laterne. Diese an und für sich geringfügigen Dinge machten mit ihrer sich regelmäßig wiederholenden Monotonie, obgleich ich sonst nicht schwachnervig bin, einen so unangenehmen Eindruck auf meine Magennerven, daß ich mich genöthigt sah, auf Händen und Füßen die schwankende Treppe nach dem Verdeck hinaufzukriechen und über Bord gelehnt, dem zürnenden Neptun ein kurzes, aber reichhaltiges Versöhnungsopfer zu bringen. Das dadurch bewirkte Deficit in meinem Magen und der kalte Nachtsturm hatten mich beruhigt und mir neue Lust zum Schlafe gegeben, den ich auch trotz dem Schaukeln des Schiffes, des Sophas, der Violine und der Laterne bald fand.

Der folgende Morgen zog sonnenklar herauf, der Sturm hatte sich gelegt, nur das Meer wogte noch, als grolle es, von dem ungalanten Sturm aus seiner Nachtruhe gebracht zu seyn. Dem Anscheine nach hatten wir bald eine Windstille zu erwarten, denn das Fähnchen von leichten Federn, das am Bord aufgesteckt war, um daraus die Richtung des Windes zu erkennen, bewegte sich nur noch schwach und hing bald darauf schlaff herab. Die letzten Athemzüge des Bo=

reas wurden daher noch in Anspruch genommen, um uns bei dem rechts liegenden Hydra vorbei in den Busen von Nauplia zu bringen, was denn auch bei Viertelwind gelang. Gegen Mittag waren wir Spezzia, welche Insel wir ebenfalls rechts liegen ließen, vorbei, und in der Ferne zeigten sich die auf den Felsen bei Nauplia liegenden Festungswerke von Itschkale und Palamides. Wie in Deutschland im Mai schien hier am 16. Januar die Sonne warm auf uns herab; kein Lüftchen regte sich mehr, die Segel hingen schlaff und windleer an den Masten und unser Schiff lag still auf der glatten Wasserfläche. Wir wußten, daß diese Ruhe bis nach Sonnenuntergang dauern würde, wo sich gewöhnlich Landwind zu erheben pflegt, der, wenn auch größtentheils konträr, dennoch zum Laviren zu benutzen war und uns so in den Hafen bringen könnte. Links vor uns lag auf einer Halbinsel Astros, ein unbedeutender Ort mit einigen Stücken Mauerwerk umgeben, die noch von den Befestigungen der Venetianer übrig geblieben sind. Astros liegt auf einer von den wenigen Stellen in der Umgegend Nauplia's, wo sich, selbst bei der geringen Bearbeitung des Bodens, eine üppige Vegetation zeigt und einige Oel- und Pomeranzenbäume Schatten spenden. Bei meinem Aufenthalt in Nauplia habe ich öfters kleine Spazierfahrten zu Wasser dorthin mitgemacht, wo das Auge, ermüdet von den grauen, kahlen Felsen Nauplia's, sich am frischen Grün erquicken kann. Gegenüber am rechten Ufer des Golfs sahen wir Port Tulon, das man von Nauplia in andert-

halb Stunden zu Pferde erreicht. Die Regentschaft wollte griechischen Auswanderern aus der Türkei diesen Ort, wo jetzt nur zwei oder drei Hütten stehen, zur Niederlassung und Gründung einer Stadt anweisen und sie dabei thatkräftig unterstützen. Bis jetzt ist es aber bei dem Wollen geblieben und von der That noch nichts offenkundig geworden. Das Meer bildet hier einen vortrefflichen Hafen, der durch das bergige Ufer und einige kleine davorliegende unbewohnte Inseln, die nur eine schmale Einfahrt gestatten, Schutz gegen alle Stürme gewährt. Zwischen den Bergen zieht sich bis zum Ufer herab ein kleines, von mehreren Bächen bewässertes Thal, das mit Oliven-, Pomeranzen-, Maulbeer- und Mandelbäumen reichlich besetzt ist und so einen großen, anmuthigen Garten bildet, der zu Ausflügen von den Nauplianern benutzt wird, denen es wohlthut, statt ihrer verpesteten Morastluft, manchmal eine bessere und gesündere zu athmen. An der Spitze des Golfs zeigt sich Argos, als ob es mit seiner hohen, aber jetzt sehr verfallenen Akropolis dicht am Meere läge. Allein das Auge ist getäuscht. Eine beinahe zwei Stunden lange, sumpfige Ebene trennt es von der See.

Der Nachmittag verstrich und wir waren nicht von der Stelle gekommen. Das Meer war spiegelglatt, kein Lüftchen regte sich. Der Golf ist besonders für den, der erst den Bosphorus verlassen, nicht so reizend, daß er stundenlang die Blicke fesseln könnte,

und so waren mir die Kajüte und ihre Bewohner lieber, als der Anblick der grauen Berge rings umher. Der Abend dunkelte herauf und wir erfuhren an unserm Whisttische, daß ein schwacher Wind sich endlich erhoben und benutzt werde, um das Ziel unserer Reise zu erreichen. Der Thee erschien und das Souper, aber noch immer nicht Nauplia. Man ging um 10 Uhr zu Bette und ich zu Sopha, aber noch immer nicht in Nauplia, das wie eine Kokette nun schon fast 12 Stunden mit uns geliebäugelt hatte, aber uns nicht in ihre Nähe kommen lassen wollte, um in unsern Augen so lange für schön zu gelten, bis wir sie recht nahe angeschaut hätten. Noch hatte ich meine Pfeife nicht ausgehen lassen, als ich über mir auf dem Verdeck ein lebendigeres Hin- und Herrennen und Kommandoworte vernahm. Die Ankerkette klirrte und polterte und der Anker faßte Grund. Der bis jetzt auf dem Verdeck die Wache haltende Offizier kehrte von seiner Pflicht erlöst in die Kajüte zurück und meldete fröhlich, daß wir im Hafen von Nauplia Anker geworfen. Eine so rasch und glücklich zurückgelegte Reise mußte wieder Anlaß zu einer Festlichkeit geben. Wir erhoben uns vom Lager; der Junker, der mit dem Schlaf Brüderschaft gemacht zu haben schien, wurde mit scherzhafter Gewalt bei den Beinen aus der Umarmung seines Bruders gezogen und beordert, irgend etwas Nasses zum Begrüßen von Nauplia anzuschaffen. Sehr vernünftig meinte er, daß man mit dem Wasserkochen zu einem etwanigen Punsch

dem armen Koch nicht den Schlaf verkürzen möchte, und holte darum aus der Vorrathskammer ein paar Flaschen Champagner. Bisquit war dazu nicht vorhanden; man stopfte also Pfeifen, rauchte und trank. Die Offiziere machten Plane, wie sie den Aufenthalt in Griechenland zu ergiebigen Jagdpartien benutzen könnten. Unser Doktor, ein ausgezeichnet gebildeter, junger Mann, deklamirte Verse aus der Odyssee in der Ursprache und war außer sich vor Entzücken, jetzt endlich den klassischen Boden des hochherrlichen Hellas mit selbsteigenen Füßen betreten zu dürfen, — NB. er war noch nie in Griechenland gewesen. Drei Wochen später hatte sich sein Entzücken verloren, er deklamirte nicht mehr und zählte sehr emsig die Stunden bis zur Rückkehr des Luggers nach Konstantinopel. Als die Flaschen leer waren und sich Alles wieder zur Ruhe begeben, bestieg ich das Verdeck. Die Nacht beschränkte die Aussicht. Nauplia lag, ein dunkler Steinhaufe, ungefähr fünfhundert Schritte von unserm Schiffe. Hoch oben auf dem Palamides flackerte ein Lichtschein aus dem von den beiden dort oben garnisonirenden Offizieren bewohnetn Pavillon. Es schlug in der Stadt Mitternacht. Von den Mauern und den Festungswerken herab erscholl deutscher Wachtruf. Das „Werda?“ klang rein münchnerisch und erinnerte mich an ein ähnliches, mich betreffendes, in Bayerns Hauptstadt. Eines Abends kehrte ich nämlich dort aus dem Theater zurück, wo ich Urban als Hamlet gesehen hatte. Noch ganz von der herrlichen

Dichtung erfüllt, rief mir auf dem „alten Hofe“ die Schildwache ein „Werda?“ entgegen. In der Zerstreuung antwortete ich mit dem Shakespearischen Marcellus: „Freunde des Königs von Dänemark!“ das war dem Musketier aus dem bayrischen Walde zu arg, er glaubte, ich wolle ihn verspotten, und es gebrauchte geraume Zeit, ehe wir uns verständigten und dann als gute Freunde schieden.

Skizzen aus Griechenland.
(Entworfen im Jahre 1834.)

1.

Ankunft auf dem kaiserlich russischen Kriegs-Lugger Schiroka in Nauplia. — Quarantaine-Anstalt. — Erster Gang durch die Stadt. — Geschäftsbesuch beim Grafen Armansperg. — Griechische Häuserbauten. — Trattorien und Kaffeehäuser. — Mein Logis bei Madame Kitonaki. — Das glückliche Vieh. —

In Folge der durch den Fürsten Soutzo, griechischen Gesandten am russischen Hofe, mit diesem Cabinet gepflogenen Verhandlungen übernahm ich im December 1833 eine Courierreise von Petersburg nach Konstantinopel und Nauplia. Der kaiserlich russische Kriegslugger Schiroka, kommandirt vom Capitain von Mettline, hatte mich nach einer sehr günstigen Fahrt in dreimal vierundzwanzig Stunden von Konstantinopel nach Nauplia gebracht und es war am 16. Januar 1834 Abends um 10 Uhr, als wir im dortigen Hafen die Anker warfen. Die Pestfälle waren

zu jener Zeit, wie immer während der Wintermonate, in Konstantinopel seltener vorgekommen, unsere ganze Schiffsequipage frisch und gesund und so erhielten wir auch schon am folgenden Morgen freie Prattica, ohne Quarantaine halten zu dürfen, was übrigens auch wohl mit großen Unannehmlichkeiten verknüpft gewesen wäre, wenn man, wie in andern Staaten, darauf Anspruch gemacht hätte, die Quarantaine auf dem Lande, und nicht auf seinem Schiffe, abhalten zu wollen. Ein kleiner Schoppen, ohne Fenster, nur mit hölzernen Läden verschlossen, ohne irgend ein Meubel, der Fußboden weder mit Dielen, noch mit Steinen gepflastert, sondern als Grundlage einen bis an die Knöchel reichenden Schmutz enthaltend, mit einem Wort — das Ganze einem Schweinestall in Deutschland gleichend, war das, was man mit dem pomphaften Namen: „Quarantaine" bezeichnete. — Befreit von der Aussicht auf eine so schmutzige Zukunft ging ich am 17. Januar mit unserm Capitain ans Land und betrat an der Wasserpforte der Vierbrüder-Bastion in Nauplia klassischen Boden. Ein sechszehnjähriger Bursche, in Lumpen gehüllt, der in der Sonne saß und aus den Ueberresten seines Hemdes einige ungebetene Gäste zu entfernen suchte, war der erste Hellene, der sich als lebendiges Aushängeschild seines, von der einstigen Höhe tiefgesunkenen Vaterlands unsern Blick präsentirte. — Unfern der Bastion kamen wir an einem, dem Aeußern nach recht netten Häuschen, mit einem Palmbaume an der Thüre, vorbei, das ein Regentschafts-Mitglied bewohnte; die Malerstaffelei am Fenster deu-

tete an, daß es der in diesem Fach sehr geschickte General Heideck sey. Ich eilte durch enge Straßen, über Schutthaufen, um die Depeschen für die Regentschaft Griechenlands, dem Präsidenten derselben, Grafen Armansperg einzuhändigen, der unfern von dem einzigen Landthore Nauplias ein großes, aber wie alle hiesige Gebäude, leicht gebautes Hotel, inne hatte. Die Treppe, die zu dem Regentschafts-Präsidium hinaufführte, wackelte und bebte bei jedem Schritt, so daß man den Augenblick parodirend hätte ausrufen können: „Wenn ich auftrete, zittert ein Königreich!" — Die Vorwürfe, die man dem Grafen Armansperg macht, als sey er gegen alles National-Griechische und begünstige nur das Deutsche, sind ungegründet, wie mich der Augenschein belehrte. Sein Haupt trug nämlich den ächt griechischen Fez mit langer, blauer Quaste und nach höflicher Begrüßung ersuchte er mich, ihm zu erlauben, daß er diese scharmante griechische Kopfbedeckung wieder aufsetze. Es wäre unverzeihlich von mir gewesen, ihm nicht einige verbindliche Worte über dieses schöne zeit- und landesgemäße Anschmiegen an griechische Sitte zu erwidern.

Neue Zeitungen haben Nauplia oft das Paris Griechenlands genannt. In sofern die französische Hauptstadt sehr viel enge und die Geruchsorgane belästigende Straßen hat, wäre dieser Vergleich ganz richtig. Im Uebrigen jedoch empfehlen wir den Zeitungsschreibern einige Mäßigkeit im Loben. Nauplia ist ein Städtchen, das auf den ersten Anblick einem italienischen Orte gleicht, was z. B. die flachen Dächer

und die offenen Kaffeehäuser betrifft, damit hat die Aehnlichkeit aber auch ein Ende. In Italien baut man massive Steinhäuser, hier auf eine andere Manier. Es wird nämlich ein Grund von Feldsteinen gelegt und auf diesem dann aus Fachwerk das Haus aufgeführt. Zwischen diesem Fachwerke befestigt man dünne Knittel und alte Latten und klebt in diese den Schmutz, den man aus dem Boden grub, als man den Grund legte. So werden die Wände des Hauses ungefähr einen halben Fuß dick, dann mit Kalk bestrichen und — soll das Ganze recht elegant werden — mit allerlei Arabesken, auch wohl Landschaften, Schiffen, Thieren u. dgl. m. im reinsten, chinesischen Geschmack bepinselt. Die innern Zimmerwände bestehen aus derselben Masse. Da das Lattenwerk und die Holzsprossen gewöhnlich aus alten, zusammengebrochenen Hütten genommen und benutzt werden und voll Wanzen und dergleichen Ungeziefer stecken, so verpflanzt man diese in die neuen Häuser und bereitet dem Bewohner, der nicht eine dicke griechische Haut hat, die fürchterlichsten Nächte. Die meisten Häuser haben oben Plattformen und in jeder Etage einen Balkon. Das schönste und am solidesten gebaute Haus in Nauplia war das des russischen Gesandten, Herrn von Catacazi, Eigenthum seiner Regierung. Gegenüber von diesem liegt das königliche Palais mit einer bescheidenen, nur fünf Fenster breiten Fronte, noch vom Grafen Kapodistrias erbaut. Das Haus des Grafen Armansperg gehört zu den größten und war im Innern höchst elegant decorirt,

was übrigens bei der hier herrschenden Theurung der Regentschaftskasse enorme Summen gekostet haben mag. — Die Hauptkirche der Stadt, zu St. Georg, früher eine türkische Moschee, ist jetzt im Innern mit Deckengemälden verziert, die gleich einer stark aufgetragenen Dekorationsmalerei keinen übeln Effekt machen. Das früher dazu gehörige schlanke, türkische Minaret ist halb abgebrochen und nebenbei eine Art Thurm erbaut, der einer durchbrochenen Zuckertorte frappant ähnlich sieht. — Vom königlichen Palais aus erstreckt sich durch die ganze Länge der Stadt die sogenannte Otto-Straße, bis zum sogenannten „Platanen-Platz,“ dem Versammlungsort der Griechen in den Abendstunden. Platanen befinden sich nun freilich nicht auf diesem Platze, sondern Schutt- und Schmutzhaufen, die ihn von einer Seite nebst den Trümmern eines aus den Zeiten der Venetianer-Herrschaft herstammenden Gebäudes begrenzen. Die andere Seite nimmt eine steinerne Caserne ein, die dritte ist mit Trattorien und Kaffeehäusern besetzt. Zu der Klasse der erstern gehört das Speisehaus der beiden Schwestern aus Wien, die in der chronique scandaleuse von Nauplia ein Hauptkapitel liefern; dann eine Trattorie, dessen Wirth ein früherer P—scher Husarenoffizier ist. Der Hauptversammlungsort der Naupliotischen Garçons, griechischen und deutschen Stammes, ist das Kaffeehaus: „bella Jtalia,“ genannt, dessen Lokal aus einem großen Saale besteht mit einem Schenktisch, hölzernen Wandbänken, kleinen Tischen und in der Mitte mit einem Billard. Hier

wird Kaffee, Limonade, Gefrornes und Punsch consumirt und mit den Zeitungen in der Hand politisirt.

Alles dieß, die Quintessenz des griechischen Paris, zu sehen, kostete mich ungefähr eine Stunde, und ich war froh, als mich ein Boot wieder zum Schiff zurückbrachte, wo ich mich im reinlichen Cajütenzimmer von der Verwunderung über die hellenische Hauptstadt erholen konnte. — Da mein Aufenthalt in Nauplia doch wohl einen Monat dauern konnte, so sah ich mich in die Verlegenheit versetzt, mich um eine Wohnung in der Stadt zu bemühen. Ein griechischer Commissionair kündigte mir auch am folgenden Tage an, daß er eine höchst vortreffliche für mich besorgt habe und ich folgte ihm durch einige schmutzige Winkelgassen, an deren Ecken auf großen Tafeln die Benennungen: Abel-Straße, Armansperg-Straße, (eine nicht kostspielige Verewigung um Griechenlands Wohl hochverdienter Männer) prangten, bis zu einem düstern, steinernen Hause. Eine baufällige Hühnersteige brachte mich in das obere Stockwerk, das eine Wittwe von der Insel Candia, Madame Kitonaki mit zwei im Militair angestellten Söhnen und zwei allerliebsten Töchtern, Elisabeth und Maria, bewohnte. Durch eine Thür ohne Schloß trat ich in einen Raum, der durch zwei Fenster ohne Scheiben, nur mit hölzernen Läden, erleuchtet wurde. Hier sollte ich wohnen. Ich fragte nach Meubeln; diese, hieß es, müsse ich mir selbst anschaffen, wozu ich aber nicht die geringste Lust hatte. Endlich erhielt ich durch die Fürsorge meiner schönen Haustöchter, denen ich mich beeilte, einige fran-

zösische Artigkeiten zu sagen, einen einfachen Tisch, einen Stuhl und ein Lager, das aus zwei niedrigen Holzböcken mit darüber gelegten Brettern bestand. Mein zwei Zoll langer und ein Zoll breiter Spiegel auf der Rückseite meiner Kopfbürste, war dazu bestimmt, vor ihm meine Toilette zu machen. Für dieß verschwenderisch ausgestattete Gemach sollte ich sieben spanische Thaler (ungefähr 11 preußische Thaler) monatlich bezahlen. Was war zu thun? Ich biß in den sauern Apfel, einen Blick auf die süße jungfräuliche Hauskameradschaft werfend. Freund üppigen Lebensgenusses wollte ich doch wenigstens durch einen Strohsack mein Lager zu einem sybaritischen machen, allein Stroh, hieß es, müsse ich mir aus Triest verschreiben. Das hier vorhandene reiche kaum für die Pferde hin. Glückliches Vieh! seufzte ich, diese Pferde beneidend, und durch meine Reisen an manche Unbequemlichkeit gewöhnt, spreitete ich über die Lagerbretter meinen langhaarigen türkischen Mantel, legte für den Kopf ein ledernes Wagenkissen darauf, und dachte, daß mein Schlafpelz wohl als Decke genügen würde.

2.

Griechischer Januar. — Umgegend von Nauplia. — Betrachtungen. — Griechische Wasserweihe am $\frac{6}{18}$ Januar 1834. — Promenade. — Byron's Maid von Athen. — Das Kapodistrias'sche Kaffeehaus. — Vorstadt Pronia. — Der Kirchhof.

Der Januar ist gewiß die schönste Jahreszeit in Griechenland. Die Wärme stieg am Mittage wohl bis auf 15 Grade, die Luft war heiter und klar, im ganzen Monat hatten wir nur ein paar regnerische Tage, die Nächte waren frisch, aber nicht sehr kalt. Das Getraide stand schon gegen zwei Fuß hoch und die Bäume, obgleich die Orangenerndte kaum vorüber war, grünten und blühten. Einen solchen erfreulichen Anblick hatte man nun freilich nicht in der Umgegend von Nauplia, denn nur ein einziger Platanenbaum steht unfern vom Landthore. Sonst bietet sich dem Auge nichts dar, als nackte Felsen, die höchstens mit schmutzig grünem Cactus bewachsen sind. Vor der Revolution war die Ebene zwischen Nauplia und Argos mit Oliven- und Pomeranzen-Wäldchen geschmückt, jetzt ist sie einförmig, fast öde. Während des Krieges hieben die Türken die Bäume nieder: „damit ihre Frucht nicht den ungläubien Griechenhunden nützen solle!" Was übrig blieb, hieben die Griechen nieder, „damit die Frucht nicht den ungläubigen Türkenhunden nützen solle!" Alles dem Glauben zur Ehre. Jetzt pflanzt man nichts, drum wächst auch nichts

und Allah und der liebe Gott thun auch keine Wunder mehr, aus nichts etwas zu machen. Das hätte auch niemand der Regentschaft zugemuthet, da sie aber von den drei großen Mächten sechzig Millionen Franken bekam, hätte sie wohl wieder pflanzen können, damit Griechenland einst erndte. Die Werbung deutscher Truppen hat freilich — leider — viel Geld gekostet, man hat auch versucht, mit ihnen in der Maina Krieg zu führen. Der Versuch war kostspielig, wie die meisten Ikarischen Versuche. Die Mainotten haben statt ihrer frühern achtzig festen Thürme, jetzt vierundsiebzig. Das ist freilich ein Deficit von sechs. Aber nun erst das Deficit in der Regierungskasse?! Armer König Otto! — Später berühren wir wohl noch einmal diese Angelegenheiten.

Der Tag der Wasserweihe, der 18. Januar nach neuem, der 6. Januar nach griechischem Styl, wurde auch hier durch eine Prozession nach dem Meere und Weihung derselben durch ein Kreuz gefeiert, wie ich es vor einem Jahre in Petersburg gesehen hatte. Mancher Unterschied wurde mir dabei wohl bemerkbar, unter andern der, daß in Petersburg die Newa mit vier Fuß dickem Eis belegt war, indeß hier die Griechen in das von der Sonne genugsam erwärmte Meer sprangen, worüber ich mich nicht wenig freute, da dadurch die Hellenen doch wenigstens einen Theil ihres Schmutzes los und ledig wurden. Am Nachmittage machte mich auf einem Spaziergange ein Bekannter auf die widrige Ausdünstung des Meeres aufmerksam, indem er bemerkte, der heute besonders penetrante

Schmutzgeruch rühre von der vormittäglichen Abwaschung der unsaubern Individuen her.

Die Promenade vor der Stadt, die sich auf einem sehr kahlen Wege durch die Vorstadt Pronia nach dem ungefähr eine halbe Stunde davon entfernten Dorfe Aria hinzieht, war am heutigen Festtage besonders belebt. Griechische Damen in französischen Kleidern, doch nicht ohne die, auch bei den christlichen Schönen in Konstantinopel gebräuchliche Riesenhaube von Gaze mit bunten Bändern und künstlichen Blumen, boten eben keinen großen Reichthum von Schönheiten dar; die muß man auf den Inseln suchen, wo die griechischen Physiognomien sich noch in ihrer ächten Classität erhalten haben. Unter den modern Gekleideten fanden sich auch noch einige in der bunten, phantastischen, nationellen Tracht, doch waren sie, wenn auch nicht Alte, so doch Verblühte, da die Griechin im dreißigsten Jahre schon faltig und runzelig zu werden beginnt. Wer kennt nicht Byron's „Maid von Athen,“ zu der er, Sclave ihrer strahlenden Schönheit, einst sang: „Ζωη μου̃, σας ἀγαπω!“ Auch ich sah die sonst reizende Jungfrau, jetzt aber reizlose Frau, wenn gleich nur in den ersten Jahren der Dreißiger stehend. Sie ist die Gattin eines englischen Sprachlehrers Blake, der sich seit mehreren Jahren in Griechenland aufhält, und lebt jetzt in dürftiger Lage. — Die griechischen Männer sind schön, so lange sie ihre rothe goldgestickte Jacke, die weiße Fustanella tragen, die in tausend Falten von der überschlanken Taille bis zum Knie reicht. So liegen sie

auf den Vorsprüngen der Felsen, die Nauplia umgeben, in einzelnen malerischen Gruppen, lassen sich von der Sonne bescheinen und machen „Keif," d. h. einer raucht Tabak und thut nichts, und die andern helfen ihm. Der Maler kann solche Gruppen in Menge belauschen und stets wird sich ihm ein neues, interessantes Bild präsentiren. Dicht vor dem Landthore, unter dem überhängenden Felsen der Feste Palamides, liegt in einem Garten, der zwar keine Bäume, aber einige Blumen, Gemüse und zwei Springbrunnen in sich schließt, ein recht hübsches Kaffeehaus, gebaut wie eine italienische Villa mit einem mit Säulen und Blumenvasen geschmückten steinernen, altanartigen Vorsprung, von dem man eine schöne Fernsicht über die Stadt, das Meer, die Ebne von Argos, bis zu dieser Stadt und den dahinter liegenden Gebirgen hat. Man könnte sich dort bei Kaffee und langer, türkischer Pfeife ein Stündchen von Griechenland recht gut erholen. Der jugendliche Onkel des Königs, der Prinz Eduard von Altenburg besuchte mit mehreren Offizieren oft diesen Ort, und seiner Anwesenheit hatte man es zu verdanken, daß sich dort wöchentlich zweimal die Militairmusik hören ließ. — Dieß hübsche Etablissement ist noch von Kapodistrias erbaut und führte auch seinen Namen, was aber von Manchem übel bemerkt wurde, weßhalb sich das Häuschen umtaufen lassen mußte; ich glaube man nennt es jetzt: „Kaffée liberal." Ich für meinen Theil besuchte jeden Abend das „Kapodistrias'sche Kaffeehaus," was mir von Manchem übel genommen

worden seyn mag, worüber ich mich aber höchst wenig kümmerte. —

Einige hundert Schritte davon liegt die Vorstadt Pronia mit einer Menge Wein- und Kaffeeschenken, Sammelplätze des niedern Pöbels und der unkeuschen Venus. Recht passend stößt daran der Kirchhof, von einer mit der Einwohnerzahl Nauplias in traurigem Verhältnisse stehenden, enormen Menge von Kreuzen besät, die eben nicht sehr für den, den Deutschen so eindringlich angepriesenen ewig heitern Himmel Griechenlands sprechen, wenn durch jene Lob-Phrasen nicht etwa auf das heitre Jenseits, das man ja auch wohl „Himmel" zu nennen pflegt, hingewiesen seyn dürfte.

3.

Genügsame Lebensweise des Griechen. — Fastenspeisen. — Griechische Weine. — Die fränkischen Restaurationen in Nauplia. — „Es ist in Tyrinth ein Kalb geschlachtet!" — Jugendliche Schlachtopfer. — Der französische Restaurateur auf der Otto-Straße. — Dinér's bei ihm. — Gesellschaftsleben in Nauplia. — Eine Soirée beim preußischen Gesandten. — Der travestirte „ewig heitere Himmel Griechenlands." — Sündfluth in meinem Schlafzimmer. — Erdbeben.

Der Grieche ist mäßig und genügsam. Kaffee und Tabak, beides wohlfeile Artikel, sind die einzigen Bedürfnisse, die er nicht leicht entbehren kann, und

die er auf türkische Art consumirt, nämlich den erstern schwarz und dick, den letztern aus langen Pfeifen mit kleinem Kopfe. Was das Essen betrifft, so ist wenig dazu nöthig, um ihn zufrieden zu stellen und das, wenn auch nicht schmeichelhafte Sprüchwort bewährt sich, „daß ein Grieche fett wird, wo ein Esel verhungert.“ Salat ist eine Hauptspeise, doch wohl unterschieden von dem in cultivirtern Küchen; unter diesem Collectivnamen begreift man dort Knoblauch, Spinat, Petersilie, kurz — alles grüne Gras. Oft habe ich Capitanos auf ihren Spaziergängen gesehen, wie sie aus dem nächsten Graben oder von einer Wiese eine vielleicht fußlange grüne Staude pflückten und diese mit vielem Appetit in sich hinein schmausten. Ein Bataillon griechischer Soldaten ist hinsichts der Portionen bei weitem leichter zu unterhalten, als Deutsche, man dürfte sie nur wie Schafe auf die Weide schicken. Will ein eingeborner Gourmand sich einmal etwas zu Gute thun, so kauft er für ein paar Lepta ein halb Dutzend eingesalzene, schwarze Oliven und ist nun mit diesem widerlich-bittern Gerichte den ganzen Tag gesättigt. Der Grieche hat wie der Russe, mit dem er sich zu derselben Religion bekennt, eine Menge Fasttage, nämlich 182 im Jahre. In Rußland, wo Fische und Backwerk, so wie die trefflichsten Fruchtcompots in den appetitlichsten und abwechselndsten Gestalten erscheinen, läßt es sich in dieser Zeit schon leben. Gott bewahre aber jeden cultivirten Magen vor der Büßung, die ihm die Fasten in einem griechischen Hause auferlegen dürften. Die Hauptde-

likatessen dabei sind unter andern: Malvenblätter, die mit Pfeffer und Salz, dann Schnecken, die mit Knoblauch gekocht werden. Zwiebeln, wie Kastanien in der Asche gebraten, fehlen auch nicht; wer junge Disteln — veritables Eselsfutter, — und jedes Garten- und Feld-Unkraut liebt, kann in diesen Artikeln ein sybaritisches Mahl halten. In den Marktbuden findet man alle diese Gegenstände zum Verkauf ausgestellt für den, der nicht — wie oben bemerkt — persönlich auf die Weide gehen will. In jenen Verkaufslokalen, wo der schmutzige Ladendiener zur Freude der Vorübergehenden einen Beweis seiner Reinlichkeitsliebe ablegt, und sich das Ungeziefer vom Leibe absucht, präsentiren sich noch verlockend halbverfaulte Meerpolypen, von denen schon Schiller's „Taucher" mit großem Widerwillen erzählte, dann Seespinnen und eine Art stinkender, einen schwarzen Saft von sich gebender Fische „Calamia" genannt. „Wer darüber den Appetit nicht verliert, der hat keinen mehr zu verlieren!" — Dazu wird dann griechischer Landwein, wie er in Morea wächst, getrunken, etwas verschieden von dem Feuer-Nektar, den die Dichter mit hoher Begeisterung besingen, und den man allenfalls von den griechischen Inseln, die noch unter türkischer Herrschaft stehen, wie z. B. Chios, bekommen kann, aber sehr theuer bezahlen muß. Auf dem griechischen Festlande wird der Weinbau wenig kultivirt und das gewonnene Getränk nicht in Fässern, sondern in Schläuchen aus Bockshaut, deren rauhe Seite nach innen kommt und ausgepicht ist, aufbewahrt. Man mache

sich hienach gefälligst eine Idee von der „Blume" dieses garstigen Gesöffes. Friedrich der Große hat einmal dem Bürgermeister in Grüneberg, der ihm einen Pokal mit dort gewonnenem Weine überreichte, sehr freundlich bemerkt: „Wohl dem, der ihn nicht zu trinken braucht!" Wäre er mit einem griechischen Bürgermeister auf diese Art zusammen gekommen, ich glaube, man hätte diesen als „des Versuchs zum Königsmorde" criminaliter belangt. Wollte man entschuldigend einwenden: „ein Schelm giebt's besser, als er kann," so wäre hierauf zu antworten, daß der Grieche es sehr wohl besser könnte, wenn er nicht aus Faulheit die Veredlung des Gewächses vernachlässigte, oder wenigstens für zweckmäßigere und reinlichere Aufbewahrungsmittel sorgte.

Beinahe das einzige Fleisch, was in Griechenland genossen wird, ist das von Lämmern, und auch die deutschen und französischen Restaurationen in Nauplia und Athen waren hierauf beschränkt, das dann in allerlei, manchmal — Dank sey es der höhern Kochkunst — ganz fremdartiger Gestalt aufgetischt wurde. Wurde es in Nauplia bekannt, daß in Tyrinth, wo vor mehreren Jahren Herkules geboren ist, jetzt aber eine königliche Domaine besteht, eine halbe Stunde von der Stadt, ein Kalb geschlachtet worden sey, so bemerkte man in der Residenzstadt ein ungewöhnliches Köpfezusammenstecken, freudeglänzende Gesichter, heimliches Ohrengeflüster, kurz einen förmlichen Aufstand. Alles war begierig auf ein Stücklein dieses in der Blüthe seiner Jahre dahingeschiedenen Rindviehs. Lei-

der war nur die königliche und die gräflich Armanspergsche Küche, manchmal auch wohl eine durch Connexionen begünstigte, so glücklich, jenes Schlachtopfer stückweise bei sich einpassiren zu sehen. Die weniger Bevorzugten oder gar nicht Beachteten zogen mit wehmüthig-neidischem Gefühl an „Aegyptens Fleischtöpfen“ vorüber. — An Ostern, wo nach religiösem Brauch jeder Grieche sein Osterlamm ißt, fließt dicht neben der Promenade vor dem Landthore das Blut dieser jugendlichen Schlachtopfer stromweise; es ist eine wahre Travestie des bethlehemitischen Kindermordes.

Für die Appetitstillung der Ausländer sorgten in Nauplia — auch in Athen — einige deutsche und französische Köche. Die schon oben berührten „Wiener Schwestern“ befriedigten die jüngern Herren in jeder Hinsicht. Bei einem Franzosen auf der Otto-Straße trafen die zusammen, die an jenen verblühten östreichischen Schönheiten und ihren Gaben keinen Geschmack fanden; man dinirte hier für 4½ Drachmen (ungefähr ein preußischer Thaler), wofür man Suppe, dann vier sehr gut zubereitete Speisen und Desert nebst einer Flasche leichten französischen rothen Wein hatte. Die Gesellschaft dort war gewählt, die Unterhaltung munter, aber anständig, weil ein täglicher, hoher Tischgast, der Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg sich in heiterer Umgebung recht wohl zu gefallen schien, seine Gegenwart natürlich aber jedes Ausweichen aus den Schranken des Anstandes verhinderte. In der heißen Jahreszeit sind die Stunden von 10 Uhr früh bis 5 Uhr Nachmittags unleidlich und ban-

nen jeden, den nicht Geschäfte unumgänglich hinausrufen, an das Zimmer. Man ging also auch erst um 5 Uhr zu Tisch und verlängerte das Dinér gewöhnlich bis um 8 Uhr, wo dann die, welche höhere Zirkel nicht besuchten, vor irgend einem Kaffeehause einen Stuhl in Besitz nahmen und in einem Glase Gefrornen Erinnerungen an die kalte nordische, schwer vermißte Heimath hervorriefen. Bei vielen Deutschen äußerte sich das Heimweh im hohen Grade. Vielen brach diese Krankheit das Herz und sie schlummern nun neben dem Felsen von Pronia, in dem einsamen, mit schwarzen Kreuzen besäeten Garten. Ich habe alte verdiente deutsche Offiziere gesehen, die dem Tode in mancher Schlacht auf den Eisfeldern Rußlands und in den blühenden Fluren Frankreichs getrotzt haben mögen, die hier in solchem Grade von dem Heimweh befallen waren, daß die leiseste Erinnerung an die ferne Heimath ihr Auge mit Thränen füllte. Einige griffen zu dem verzweifelten Mittel, den Seelenschmerz durch übermäßiges Trinken, gewöhnlich starken Punsches, zu betäuben. Ein solches Mittel in diesem dem Ausländer ohnehin schon schädlichen Klima schaffte freilich Manchem Ruhe, d. h. die ewige, die kein Schmerz mehr zu stören vermag.

Wer am Gesellschaftsleben Geschmack fand, hatte in Nauplia dazu hinreichende Gelegenheit. Sämmtliche Tage in der Woche waren folgendermaßen besetzt: Am Sonntag Abend Soirée beim französischen Gesandten, Baron Rouen; Montag bei Herrn von Katecazi, russischem Gesandten; Dienstag bei dem

bayerischen Geschäftsträger, Herrn von Gasser, durch dessen Abreise das gesellschaftliche Leben in der griechischen Hauptstadt einen herben Verlust erlitten hat; Mittwoch war beim Grafen Armansperg ein kleiner Zirkel für die Auserwählten — gewöhnlich die „englische Clique“ genannt, da gewöhnlich nur Mitglieder jener Nation und deren Anhänger dort zu finden waren; Donnerstag Gesellschaft bei dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Maurokordatos; Freitag beim Grafen Lusi, dem preußischen Gesandten; Sonnabend Ball beim Grafen Armansperg. Die Behauptung, daß eine Gesellschaft ohne Damen eine langweilige sey, können wir nur eine galante gegen das schöne Geschlecht nennen. Bei dem französischen, russischen und preußischen Gesandten, von denen der erstere nicht verheirathet war, die Gemahlinnen der beiden andern aber erst später nach Griechenland kamen, fand man nur Herrengesellschaft, die aber nicht allein das ernste, rein-diplomatische Colorit zeigte, sondern, wo hier weniger Gêne in jeder Hinsicht herrschte, in zwangloserer, heiterer und freierer Unterhaltung sich bewegte. Es würde ein Fremder, der plötzlich aus Paris, Berlin oder Petersburg in einen von diesen drei genannten nauplio-tischen Salons versetzt wäre, staunen, wenn er die Anwesenden mit langen türkischen Pfeifen und im Hemdärmeln ohne Röcke fände; denke man aber dabei nur an das griechische Klima, an die glühenden Tage und die heißen, durch keinen Thautropfen abgekühlten Nächte, und man wird dort gern die be-

queme Mode mitmachen. — Im Monat März, wo die fürchterlichen Regengüsse fast unaufhörlich herabströmen, saß man an einem Freitag Abend in den drei Gesellschaftszimmern des preußischen Gesandten; dort eine Whistparthie, die jüngern Herren beim Ecarté, andere in kleinen Gruppen im Gespräche. Koletti, eine Heroengestalt, mit düsterm, aber sprechendem Gesichte, in seiner Nationaltracht, die er nur mit dem neumodischen königlich griechisch = bayerischen Ministercostüm, wenn es unumgänglich nöthig war, und dann auch nur sehr ungern vertauschte, saß auf dem Sopha in ernster Unterhaltung mit seinem Freunde, dem französischen Gesandten, Baron von Rouen, einem, wenn auch nicht mehr ganz jugendlichen, doch noch schönen Mann. Unfern davon lauschte vom Whisttische der englische Minister Dawkins mit seinem Fuchsgesicht, auf dem die ganze Hinterlist seines Charakters ausgeprägt, nach den Beiden hinüber, um etwas von dem Gespräche zu erhaschen, und machte in der Zerstreuung im Spiel einen Pudel nach dem andern, was seinem Gegenspieler, dem russischen Gesandten, als argen Witzbold bekannt, Gelegenheit zu sarkastischen Bemerkungen gab. Der rechtliche Baron Rouen schien sich um die britische Physiognomie wenig zu kümmern, indem er ruhig sein Gespräch fortsetzte. Plötzlich wurde er unruhiger und fuhr schnell mit der Hand über das Gesicht. Mehrere machte jene Geste neugierig, denn Baron Rouen war als schlauer Diplomat zu bekannt, als daß irgend etwas ihn sichtbar hätte aus der Fassung bringen können.

Koletti mußte ihm Wichtiges mittheilen. Die Unruhe des Franzosen mehrte sich; er griff mehreremale in die Locken. Man zischelte sich bereits in die Ohren, als seyen wichtige Depeschen angelangt, als wackele die scherzhaft gemeinte Allianz Frankreichs und Großbritanniens, als wäre Napoleon wieder lebendig geworden u. dergl. m. Als nun aber Rouen aufsprang und mit Koletti rasch in das andere Zimmer ging, erreichte die Neugierde den höchsten Grad; man drängte sich heran, man horchte, man fragte. Schweigend führte der Franzose unsern Wirth, den Grafen Lusi, in das eben verlassene Zimmer und — die Erwartung Aller wurde im buchstäblichsten Sinne zu Wasser — zeigte ihm die Ursache seiner Unruhe. Oben durch die Zimmerdecke sprudelte der Regen und hatte sich zuerst tropfenweise, dann immer stärker auf das Haupt des französischen Diplomaten ergossen und so sein Hin- und Herrücken und seine steigende Unruhe hervorgebracht. Noch lachte man über die nasse Aufklärung im zweiten Zimmer, als auch hier die Decke sich in ein wasserspendendes Sieb zu verwandeln schien und die ganze Gesellschaft in das letzte kleine Zimmer zusammenpfropfte. Aber auch bis hieher drang das nasse Element, als grolle es den Ausländern, die es gewagt hatten, unter dem „ewig heitern Himmel Griechenlands“ wohnen zu wollen, und man sah sich unter Scherz und Jubel genöthigt, seine Zuflucht im Zimmer zu Regenschirmen zu nehmen, gewiß ein komischer Anblick eines diplomatischen Salons. So ist eins der besten Häu-

ser Nauplia's beschaffen, für dessen sieben, mit schweren Kosten des Miethers erst in leidlich bewohnbaren Stand gesetzte Zimmer der preußische Gesandte monatlich 100 spanische Thaler (ungefähr 160 Thaler preußisch) bezahlen mußte. — Als ich an jenem Abend aus der nassen Gesellschaft in mein Logis zurückkehrte, bot sich meinen Augen auch dort ein schreckliches Schauspiel dar. In meinem Zimmer, durch dessen Decke ich früher schon oft den Himmel hatte schimmern gesehen, wogten Wasserfluthen; mein Lager-Surrogat, dessen ich schon früher erwähnt, war jämmerlich durchweicht; wo ich es im Zimmer auch hinschob, überall stand es unter der Traufe; schlafen wollte und mußte ich, was war anders zu thun, als ein Parapluie aufzuspannen und unter diesem zu schlummern. Mag der Leser nicht glauben, daß ich zu stark auftrage; die rechte Farbe, die Leiden eines an ein bequemes Leben gewöhnten Deutschen in Griechenland zu malen, wäre schwarz, dann würde sich dem entfernten Leser das Bild erst in dem rechten — nicht Licht — sondern Schatten präsentiren.

Jene Nacht, es war gegen das Ende des März, war eine der unruhigsten, die ich in Griechenland erlebte. Kaum hatte ich unter dem schützenden Seidendach meines Regenschirms eine Stunde geschlummert, als ich durch einen Stoß erweckt wurde. Aufspringend glaubte ich, daß vielleicht unter meinem Lager Jemand verborgen, dem es nach dem Abschneiden einer deutschen Gurgel gelüste, übrigens keine lächerliche Vermuthung, da der Haß der Eingebornen

gegen die Fremden, gegen welche sie, durch die verkehrten Maßregeln der Regentschaft, auf jede Weise zurückstehen müssen, so groß ist, daß wohl in Hellas eine sicilianische Vesper sich wiederholen dürfte. Doch war ein Palikare oder ein anderes menschliches Geschöpf außer mir nicht im Zimmer zu finden. Ungefähr nach einer Viertelstunde wiederholte sich die Bewegung und nun wußte ich, daß es eine der leichten Erderschütterungen sey, womit sich der Sommer unter diesem Himmelsstriche anzukündigen pflegt. Als ich am folgenden Nachmittag um drei Uhr in der Buchhandlung, ein Filiale von der des Herrn Jaquet in München, mit dem Geschäftsführer sprach, fuhren wir beide plötzlich wie von einem elektrischen Schlage berührt zusammen, wieder Folge eines solchen Erdstoßes, dem Abends ein Gewitter folgte, das in so fürchterlicher Schönheit wohl im Norden nicht vorkommen dürfte. Die Blitze waren in hellerleuchteten Zimmern blendend sichtbar, man sah den Strahl längs den Felsenvorsprüngen des Palamides sich herunterschlängeln und mehreremale in das Meer fahren. Der darauf folgende Platzregen, der alle Straßen in strömende Bäche verwandelte, war der letzte, der in diesem Frühjahre die Erde näßte, denn nun begannen die Tage, von denen man sagen konnte: „sie gefallen mir nicht!“ Ein stets wolkenloser Himmel lächelt hernieder; aber es ist ein Lächeln des Spottes, mit dem er auf die schweißtriefenden Menschen hinab blickt, bis sich im November wieder Wolken sammeln und auf die von Hitze geborstene Erde küh-

lendes Naß entladen. Leicht hüpft der Grieche über den geborstenen Boden hinweg, mancher nordische Fremdling aber sank zum Tode ermattet in die Arme der großen Mutter, um sich dort zum ewigen kühlen Schlafe zu betten.

4.

Der Löwe von St. Marcus und die venetianische Schlafmütze auf dem Landthore Nauplia's. — Der König Otto auf der Promenade.

Wenige Tage nach meiner Ankunft besuchte ich die Promenade vor dem Thore, die heute, bei dem schönen, warmen Wetter, von Griechen und Deutschen sehr belebt war. Ich besah mir die wohlerhaltenen Befestigungswerke Nauplia's und das alte düstere Thor, auf dem noch, in Stein gehauen, der Löwe von St. Marcus und die Dogenmütze, Ueberbleibsel der venetianischen Herrschaft, thronen. Die Mütze sieht einer Schlafhaube frappant ähnlich und bezeichnet den ruhigen Schlummer, zu dem sich die einst so stolze und lebenslustige Venetia in ihre sumpfigen Lagunen niedergelegt hat. Der Löwe sieht eben nicht sehr furchtbar aus, denn die Zeit hat ihm den halben Schädel eingeschlagen; sein Aussehen ist mehr griesgrämig, als ärgere er sich über das zwitterartige deutsch-griechische Treiben, das sich hier täglich seinem Auge zeigt. Unterstände er sich vielleicht einmal, darüber zu brummen, würde man ihn vermuthlich schon längst aus dem Lande verbannt ha-

ben, wie den ehemaligen Regentschaftssekretär Dr. Franz, den man, weil er ein paarmal für die Griechen, also gegen die Vice-Königlichkeit sprach, nach Triest schickte, wo er von der Unterstützung derer lebt, für die er sich verwendet. Jede Opposition, die sich gegen die Maßregeln der Machthaber regt, wird von diesen als Rebellion betrachtet. Alter Löwe über dem Thore von Nauplia! hätte man Dich nach Deiner heimathlichen Lagunenstadt verbannt, du ruhtest unter dem schützenden Flügel des habsburgischen Doppelaars besser, wie hier unter dem Schatten der rothen Kappe des regierenden Grafen! — Doch sieh! der Alte versucht, wie von Freude bewegt, seine steinernen Mähnen zu schütteln, über das Antlitz der gedrückt einherschleichenden Griechen zuckt eine wehmüthige Freude, ihre Blicke hängen, Hoffnung, Schutz und Hülfe suchend, an dem düstern Stadtthore, aus dem Rosseshufschlag hervortönt. Ein kleiner Reitertrupp trabt heran. Es ist Otto, König von Griechenland. Neben ihm zwei junge griechische Ordonanzoffiziere, Karbuni und Bozzaris, leider in europäischer Uniform, ungefähr 50 Schritte hinter ihm ein Unteroffizier und vier Gemeine des Uhlanenregiments. Freundlich nach beiden Seiten grüßend reitet der König durch die Reihen der Lustwandelnden.

Der König ist ein schöner, junger Mann, mit gutmüthigem, in Gesundheit blühendem Gesichte, auf dem sich jedoch ein Schatten des Grams erkennen läßt. Losgerissen vom Vaterlande, von einer ihn zärtlich liebenden Mutter, nach einem Lande versetzt,

das durch lange Sclaverei, durch einen jahrelangen Kampf um Selbstständigkeit tief gesunken und demoralisirt ist, — mit der Aufgabe, dieses Volk auf eine Stufe zu heben, auf der es sich in die Reihe der kultivirten Staaten gestellt sieht, — rings umher Noth und Elend, das er mildern soll, — umgeben von Männern, deren Rathschlägen Gehör zu geben ihm anempfohlen wurde, dabei aber einsehend, daß die Befolgung jener Rathschläge nur eine grausige Kluft zwischen Thron und Volk aufreißen, — durch jene Rathgeber gezwungen, die Zustimmung zur Verurtheilung solcher Männer zu geben, deren Vaterland Hellas ist, dessen Bedürfnisse und Mängel sie kennen und die nur in der unbeschränkten Selbstherrschung des jugendlichen Königs eine Rettung von der widersinnigen Despotie hochgestellter Ausländer sahen, — alles dieß muß auf das jugendliche, unbefangene, für das Gute empfängliche Gemüth des deutschen Königssohnes wohl sorgebelastend und trübe einwirken. Wir glauben und hoffen, daß der Zeitpunkt, in welchem der junge König als selbstständiger Herrscher auftritt, beweisen wird, wie zwei inhaltsschwere, ereignißreiche Jahre ihn um zehnjährige Erfahrung bereichert haben. Gewiß wird er dann bedenken, daß er König von Griechenland, und daß es als solcher seine Pflicht ist, die Frucht des Landes die Söhne desselben genießen zu lassen, die mit ihrem Herzblute das Feld näßten, — daß sein Land nicht zur Bereicherung fremder Blutigel bestimmt sey, die vielleicht

mit der Idee hieher kamen: „Griechenland wäre Bayerns Algier!“

5.

Verirrungen eines hochgestellten Ehepaares in Nauplia. — Gesellschaftliche Zirkel beim Regentschaftspräsidenten. — Papa Skiotzas. — Die hohe „Vice-Königlichkeit“ will Theater bauen. — Kolokotroni.

Der Stolz eines hochgestellten Ehepaares in Griechenland verirrte sich oft gewaltig. So hörte ich schon in Konstantinopel in einem diplomatischen Zirkel die Neuigkeit, daß die weibliche Hälfte jenes Paares eine Vermählung ihrer ältesten Tochter mit dem Könige Griechenlands nicht zu den Unmöglichkeiten zähle. In Nauplia theilte man sich dergleichen Gerüchte ohne Scheu mit. Von Zeit zu Zeit wurde sogar laut in den Salons der fremden Minister darüber gesprochen, dann machte das Ehepaar eine Finte und parirte schnell mit einer Nachricht von der Verlobung des Fräuleins mit irgend einem englischen Flottenoffizier. Dies Spiel wiederholte sich öfter, so daß, so viel ich selbst weiß, die junge Dame wenigstens dreimal als Braut paradirte, ohne es einmal in veritate zu seyn. Sie selbst war am meisten zu bedauern, daß man sie als Opfer einer solchen Intrigue gebrauchte, da sie mit Schönheit viel liebenswürdige Vorzüge des Geistes und Herzens vereinte.

Es ist in deutschen Zeitungen so viel Rühmens davon gemacht, daß man die interessantesten Zirkel in Griechenland nur allein dem Regentschaftspräsidenten

zu verdanken hätte, und daß dieser große Opfer bringe, um die Fremden für die Entbehrungen, die ihnen Griechenland auferlege, durch Bälle und Soiréen schadlos zu halten. Zu den vielen ungewaschenen Korrespondenzartikeln aus Griechenland, die unter Aufsicht eines dabei Betheiligten fabricirt werden, gehören denn auch diese Lobposaunenstöße. Nicht dem Präsidenten verdankt man diese genußreichen Abende, sondern der Staatskasse, aus der eine höchst bedeutende Summe zu dieser Repräsentation angewiesen war, eine Summe, die besser und segensvoller angewandt gewesen wäre, wenn man sie den Nothleidenden und Hungernden gegeben hätte. Ist es doch bekannt, daß Ende December 1834 einer der tapfersten Griechen, der Papa Skiotzas, der als kühner Anführer den ganzen Befreiungskampf mitgemacht und dessen Körper mit Wunden bedeckt war, in einem Winkel einer verfallenen Hütte zu Athen vor Hunger und Kälte wie ein Hund krepiren mußte, indeß die „hohe Vice-Königlichkeit" vom Gelde der Griechen Bälle und Diners gab. Gerichtsfrohne mußten von dem armen, hungernden Volke die letzten Lepta's erpressen, damit das Regentschaftspräsidium aus Italien Sänger und Tänzer für enorme Summen verschreiben und in Athen ein Theater bauen lassen konnte. Preis und Dank dem jungen, braven Könige, der, als er dies erfuhr, auf's Höchste über solche Anordnungen empört, den Machthaber Griechenlands rufen ließ und ihm derb den Kopf dafür wusch: „wie man in dieser herzbrechenden Noth und

beim Anblick so vielen Elends an leichtsinnigen Aufwand und Vergnügungen denken könne!" Der Herr, von dem dies ganze Theaterproject ausgegangen war, zeigte sich an demselben Abend in einer Soirée selbst als trefflicher Schauspieler, indem er erzählte, daß die geworbenen Mimen zu übertriebene Forderungen gemacht und man daher die Unterhandlungen mit ihnen abgebrochen hätte. Uebrigens waren die Kontrakte bereits mit dem italienischen Opernpersonal abgeschlossen und sie erhielten eine bedeutende Abstandssumme; in welcher Rubrik man diese bei der Rechnungslegung bringen wird, darauf dürfte man neugierig seyn, wenn sich ein so hoher Mann auch darin nicht zu helfen wüßte.

Was aus Griechenland unter den Händen der zeitigen Machthaber und ihrer Anhänger werden dürfte, sieht jeder gewiß mit tiefem Bedauern ein, der es mit dem armen Volke ehrlich meint. Der alte, wackere Kämpfer Kolokotroni, der von seiner Liebe gegen den jungen König früher gewiß Beweise gegeben hat, versuchte es, dem Monarchen die Macht in die Hände zu geben und dadurch Griechenland von einem hochgestellten Fremdling zu befreien, unter dessen Geißel das arme Land mehr seufzt, als unter dem Scepter der Türken. Der alte Palikaren-Chef wurde für seinen guten Willen mit der Todesstrafe belegt, die — man bewundere die Milde und Gnade der Regentschaft! — in zwanzigjährige Gefängnißstrafe verwandelt wurde. Beiläufig gesagt, ist Kolokotroni, ein beinahe siebenzigjähriger Greis, und er wäre besser

dabei fortgekommen, wenn man ihn auf ein Jahr weniger als Lebenszeit condemnirt hätte.

6.

Soiréen beim Grafen Armansperg. — Der Scribe'sche Diplomat. — Kleinere Zirkel beim Regentschaftspräsidenten.

Wenden wir uns von der dumpfen Kassematte der Festung Palamides, in der der alte griechische Haudegen bei lebendigem Leibe verfaulen soll, und begeben uns in die Gesellschaftszimmer des Regentschaftspräsidenten, die den europäischen so ziemlich gleich sehen und daher nur wenig Ungewöhnliches zu bemerken geben. — Im Tanzsaal sitzen deutsche und griechische Schönheiten, wenn wir mit der letzten Benennung die Damen bezeichnen wollen. Die Griechischen haben sich nach und nach in die Gesellschaftssitten des übrigen Europas gefunden, und was anfangs vorkam, daß nämlich die jungen hellenischen Damen auf dem Stuhle sitzend nach orientalischer Manier die Beine unterschlugen, oder mit komischer Naivität einen kleinen, muntern Floh aus seinem Schlupfwinkel mit zarten Fingern hervorholten, findet jetzt nicht mehr statt. Hätte es früher ein griechisches Mädchen gewagt, mit einem Herrn einen sündhaften Walzer zu tanzen, so würden die Mütter, an die alte orientalische Strenge hinsichts der Damensitten gewöhnt, sich die Haare ausgerauft haben. Jetzt dulden sie es nicht nur, sondern sehen es sogar gerne, daß sich die

Töchter auf solche Art in den Ehestand hineinzutanzen versuchen, namentlich mit einem Deutschen, da diese bei der jetzigen Verwaltung, die bekanntlich die Griechen verhungern läßt, fast die einzigen sind, die in Amt und Würden — freilich nicht immer nach Würden — mit leidlichem Gehalte stehen und darum auch zur Ehe brauchbar sind. Der Grieche ist gelehrig und deßhalb walzen, galoppiren und tanzen einige schlanke junge Griechen in der Fustanella Masurka wie der eleganteste preußische oder russische Gardeoffizier. — Außer bayerischen Militärs sieht man hier noch englische und französische Marine-Offiziers. Die Russischen mußten das Glück entbehren, von dem englisch-griechisch-deutschen Regentschaftspräsidenten eingeladen zu werden, obgleich er wohl aus den zwanzig Millionen russischen Subsidiengeldern manchen seiner Bälle u. dergl. m. bezahlt haben mag. Als die russische Brigg Ajax den Prinzen Eduard von Altenburg von Constantinopel nach Nauplia übergeschifft hatte und der freundliche Prinz nicht genug die zuvorkommende Artigkeit der Offiziere und die Eleganz rühmen konnte, die er auf dem nordischen Kriegsschiffe gefunden hatte, lud der Graf Armansperg sämmtliche russische Offiziere der bei Nauplia liegenden Escadre zu seinen Bällen ein, doch niemand von ihnen nahm diese Einladung an, bis auf einen, ein Deutscher von Geburt, der übrigens seit jenem Augenblick von seinen Kameraden gemieden wurde. Selten kommen übrigens die russischen Flotteoffiziere ans Land und nie hat man gehört, daß in der Stadt irgend

ein Exzeß von ihnen begangen wurde, was man aber auch von den Offizieren der dort stationirten französischen Schiffe zum Lobe sagen muß. Dagegen habe ich oft junge englische Offiziere total besoffen gesehen und war einmal selbst im Brunoschen Kaffeehause auf dem Platanenplatz in Nauplia Zeuge, wie zwei Unterlieutenants jener Nation nach dem Kellner, ohne daß dieser eine Veranlassung dazu gegeben, Tische und Stühle schleuderten, und dann aber selbst von dem Wirthe zur Thüre hinausgeworfen wurden. Das diplomatische Corps in Griechenland zählt mehrere junge Leute ausgezeichneter Familien, z. B. Ney, Montholon, Stakelberg u. s. w., die auf jenen Bällen die Elite des Civilstandes bilden; die Unzahl der andern Civilisten, meist unbärtige zwanzigjährige Herren, gehören zur Legion der Ministerialräthe und Secretaire, Regentschaftssecretaire und wie alle die Titel und Aemter heißen mögen, die man den anspruchsfähigen Griechen entzogen hat, um sie jungen Deutschen, von denen sich mehrere beim hambacher Feste ausgezeichnet haben, zu verleihen. Diese Weltreformer hüpfen dort im überströmenden Gefühl ihres Werthes und denken nicht daran, daß der Boden unter ihnen schwankt, — wir meinen nämlich den des Tanzsaals, da wir über die unsichere griechische Baumethode schon früher gesprochen. — Die Dame des Hauses macht die Honneurs öfter auf absonderliche Art. So fragte sie einst einen zu den bayerschen Truppen gehörigen, verdiendienten Offizier, wie die Orden auf seiner Brust es andeuteten, als er dem Tanze zuschaute: „Tanzen

Sie nicht, Herr Oberlieutenant?" Der Offizier verneinte. „Sie spielen auch nicht?" fragte man weiter. Abermalige Verneinung, worauf die Dame verwundert ausrief: „Mein Gott, was wollen Sie denn hier?" — Man muß gestehen, daß sich die Excellenz recht ungenirt auszudrücken verstand. Der Offizier war im ersten Augenblick so betroffen, daß er auf diese Ungeschliffenheit nichts zu antworten wußte und später erst das Gespräch seinem Obristen mittheilte. Dieser begab sich dann zu der Dame und eröffnete ihr, „daß auch er, wie der Oberlieutenant, weder tanze, noch spiele. Da außer diesem eine anständige Unterhaltung hier schwer zu finden, so sähe er ein, daß auch er hier ganz übrig sey!" worauf er sich mit dem andern Offizier entfernte. — Da diese Soirées eigentlich im Namen des Königs gegeben werden, so sollte jene Dame, wenn sie einmal schon die Repräsentation occupirt, doch bedenken, für wen sie repräsentirt. Später, als den übrigen Mitgliedern der Regentschaft die vom Präsidenten berechneten Kosten für diese Gesellschaften doch etwas befremdend hoch vorkamen und ähnliche Verstöße jener Dame Anlaß zu moquanten Gerüchten gaben, veranstaltete die Regentschaft in pleno dergleichen Soiréen in einem besondern Lokale. Dieß dauerte so lange, bis im Sommer 1834 durch offenkundige Intriguen die Abberufung des dem Präsidenten opponirenden Regentschaftsmitgliedes von Maurer, eines anerkannt rechtlichen Mannes, und des Substituten von Abel erfolgte.

Auch der junge König besuchte regelmäßig jene Bälle und nahm mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit am Tanz und an der Unterhaltung, größtentheils mit den fremden Ministern, Theil. Ein komisches Intermezzo gab dabei der D—sche Generalconsul von F. jedesmal zum Besten, ein Mann wie Scribe in seinem niedlichen Lustspiel: „der Diplomat," den burlesken westphälischen Gesandten schildert. Schon bei der ersten Präsentation des diplomatischen Corps beim Könige mußte der Hofmarschall den Herrn von F. bedeuten, daß in dem Zimmer, in dem die Gesandten und Geschäftsträger sich versammelten, gar nicht sein Platz sey, sondern daß er sich in ein anderes zu den Consuln und Handelsagenten zu begeben habe. „Mein Gott!" rief der Zurechtgewiesene, „ich war sechs Jahre am Hofe zu Marokko accreditirt und dort doch die erste diplomatische Person; Seine Hoheit, der Dey von Marokko, haben mich dort stets vor allen andern ausgezeichnet, warum soll ich hier zurückstehen?" — Das hatte übrigens seine Richtigkeit, da in Marokko kein Gesandter, Herr von F. allein nur Generalconsul und seine Collegen nur Consuln oder Viceconsuln waren. Nur mit Mühe konnte man ihn bedeuten, daß seine hochfliegenden Pläne in Griechenland keine Anwendung finden könnten. Wo er mit dem Könige in einer Gesellschaft zusammentraf, verfolgte er, um angeredet zu werden, denselben aus einem Zimmer in das andere. Konnte der Monarch nicht mehr ausweichen und addressirte einige freundliche Worte an den consularischen Agenten, so war

er sicher, der Geschwätzigkeit desselben nicht eher entrinnen zu können, bis er sich mit Gewalt losriß. Man sah diesen Herrn den ganzen Tag von einem Gesandten zum andern laufen, um sie aufs tödtlichste zu langweilen. Stets versuchte er seinem Antlitze einen Ausdruck zu geben, als wenn er ein Geheimniß in sich bewahre, von dem das Gleichgewicht Europas abhing. Er war der personificirte Berg, der mit einer Maus schwanger geht, ein bedeutendes Nichts oder ein nichtsbedeutender Mann.

Außer diesen Bällen und größeren Soiréen, versammelte sich, wie schon früher in diesen Blättern erwähnt, an den Mittwochen Abends bei dem Grafen Armansperg eine kleine Gesellschaft. Den ganzen Tag von Sorgen belastet, suchte der König wenigstens am Abende eine zerstreuende Unterhaltung und besuchte deßhalb auch diese Zirkel. Der freundliche Monarch, in jugendlicher Lebenslust, schloß sich dort von den gesellschaftlichen Spielen natürlich nicht aus. Da wäre es aber von dem Herrn und der Dame des Hauses Pflicht gewesen, zuförderst eine, für solch erhabenen Gast passende Gesellschaft zu wählen und in der Anordnung der Vergnügungen darauf zu sehen, daß auf keine Weise die Achtung gegen den Herrscher verletzt werden dürfte. Als die fremden Minister anfingen, sich über die Mißgriffe, die man in jener Hinsicht gemacht hatte, laut und tadelnd zu äußern, nahmen jene Gesellschaften eine andere Gestalt an, doch wurden sie nun seltner von dem jungen, liebenswürdigen Monarchen besucht. — Ein junger Offizier

besaß das Talent, eine unendliche Menge bayerischer Gebirgslieder — sogenannte Schnaderhüpferl — mit vieler Komik vortragen zu können. Durch Zufall hatte die Dame vom Hause erfahren, daß er besonders in einem Genre dieser Liedchen excellire, die von den Tyrolern selbst mit dem Beiworte „saftig“ bezeichnet werden, also etwas stark über die Grenzen des Anstands hinausschweifen. Die Wirthin verlangte von dem Offizier, er solle in einem jener Zirkel diese „saftigen Schnaderhüpferl“ vortragen. Der Aufgeforderte weigerte und entschuldigte sich, und obgleich der Präsident, dem er leise die Zoten mittheilte, diese Entschuldigung bekräftigte, so mußte er sich doch dem Andrängen der Dame fügen und singen. Zur Ehre des Sängers sey es gesagt, daß er schon in der zweiten Strophe abbrach und so mehr Zartgefühl bekundete, als die, die ihn zum Gesang aufgefordert hatten.

Mögen diese Zeilen die ungefähren Umrisse des Salons des Regentschaftspräsidenten von Griechenland bezeichnen.

7.

Ausflucht nach Argos. — Die einzige fahrbare Straße in Griechenland. — Systematische Vergeudung der gemachten Anleihen. — Kolokotronis und Miaulis Landhäuser. — Tirynth. — Der Fluß Inachus. — Argos. — Kalergi und die schöne Helene. — Der argivisch-sächsische Gastfreund.

Eine Einladung des preußischen Gesandten, (dem ich für die vielen Gefälligkeiten, die er mir, dem Lands-

manne, in so weiter Ferne vom Vaterlande erzeigte, sehr dankbar bin), eine Ausflucht nach Argos zu machen, nahm ich gerne an. Es war ein schöner Märzmorgen, als wir uns, den Bedienten mit einem kleinen Flaschenkeller und den Erzeugnissen des trefflichen Kochs des Gesandten beladen, vor das Thor verfügten, wo gewöhnlich einige Miethswagen der rosselenkenden Argiver zu halten pflegten. Die Kaleschen, vermuthlich Nachbleibsel der einst hier garnisonirenden Franzosen, sind, wenn man sich in Deutschlands Hauptstädten schämen würde, sie zu benutzen, doch hier von großem Werth, wie der Einäugige unter den Blinden König zu seyn pflegt. Die Rosse sind freilich mit Stricken und zerrissenem Geschirr an den Wagen befestigt, der Kutscher mit Lumpen und — salva venia — Läusen bedeckt, allein man kann doch wieder einmal in einer vierräderigen Beförderungsmaschine sich hinziehen lassen. Die macadamisirte Straße, die drei Stunden lang von Nauplia nach Argos führt, ist die einzige für Wagen passirbare in ganz Griechenland; und selbst diese ist ein Werk aus früherer Zeit, nämlich unter dem Grafen Capodistrias angelegt. Verbindungswege dürften wohl zu den ersten und nothwendigsten Erfordernissen in einem Lande gehören, das man zur Cultur führen will. Nachdem die Regentschaft zwei Jahre lang dort war, nachdem 40 Millionen Franken, der Betrag der beiden ersten Anleihen von Frankreich und England auf die widersinnigste Weise vergeudet waren, hatte man noch keine Fahrstraße, auf der aus dem Innern des Landes die Pro-

dukte nach den Küstenplätzen zur Achse gebracht werden konnten. So hat z. B. das nördliche Griechenland an der türkischen Grenze treffliche Waldungen, die Holz zu Schiffs- und andern Bauten in Menge liefern würden, wenn man die Stämme nur nach der Küste transportiren könnte. Auf Esel und Pferden, die allein im Stande sind, die unwegsamen Bergsteige zu überklettern, läßt sich dieß freilich nicht thun und man benutzt darum lieber das Geld, womit man Straßen anlegen und den armen Griechen Beschäftigung und Verdienst zuweisen könnte, um mit schweren Kosten Holz aus Triest und der Türkei zu Schiffe herbringen zu lassen.

Der Weg von Nauplia nach Argos ist nicht ohne Anmuth. Links sieht man den Meerbusen mit der Insel Spezzia in weiter Ferne, indeß näher Nauplia mit seinen beiden Festen Itschkale und Palamides sich amphitheatralisch erhebt und sich so besser ausnimmt, als wenn man drinnen ist. Rechts vom Wege dehnt sich die grüne Ebene aus, die freilich eines reichern Schmucks von Bäumen bedarf, um schön genannt zu werden. Aus ihr tauchen einige Felskegel wie Inseln auf und deuten darauf hin, daß hier wohl einst sich noch das Meer ausgedehnt habe. Die fernen Felsgebirge, über die der Weg nach Korinth führt, und die lakonischen Berge begrenzen die Aussicht. Eine Viertelstunde von Nauplia liegt links dicht am Wege ein kleines freundliches Landgut, Kolokotroni gehörig, aus wenig einfachen Gebäuden bestehend, in denen man keine Glasfenster, sondern ächt

griechisch nur hölzerne Läden gewahrt. Ein paar graubärtige Palikaren saßen in dem Gärtchen neben dem Wohnhause und rauchten schweigend ihre Pfeifen. Ihr trüber Blick, der bisweilen nach Nauplia's Felsenfeste hinüberstreifte, ließ vermuthen, daß sie wohl mit Schmerz an ihren Herrn dachten, der sie einst zur Schlacht und zum Siege geführt und der jetzt im Kerker eines Urtheils harrte, das wir gerade nicht zu den gerechten zählen wollen. — Ein Deutscher, der den alten Kolokotroni, als dieser noch frei war, besuchte, hörte aus seinem Munde bittere Klagen über die von der Regentschaft ihm erwiesene Zurücksetzung, die er als alter Soldat des Befreiungskampfes doch wahrlich nicht verdient hätte. „Warum fragte," fügte er hinzu, „der König nicht mich über manche Angelegenheit um Rath, der ich als Grieche doch die Verhältnisse meines Vaterlandes genau kenne. Ueber vieles würde ich Aufklärung haben geben können, und daß ich es ehrlich meinte, dafür würde ich mein Haupt verpfändet haben."

Unfern von dieser Besitzung begegneten wir dem Sohne Kolokotronis, einem jungen Manne von ungefähr zwanzig Jahren, der in Paris seine höhere Bildung erhielt und seit nicht langer Zeit nach seinem Vaterland zurückgekehrt war, um seinen Vater wie einen gemeinen Verbrecher zum Tode verurtheilt zu sehen, weil dieser den von allen Griechen sehnsüchtig erhofften Zeitpunkt, wo Griechenlands König selbst die Zügel der Regierung ergreifen wird,

schleuniger zum Wohl des Volkes und des Landes herbeiführen wollte.

Nahe bei Kolokotronis Landgut liegt das bei weitem elegantere des Admirals Miaulis, das einige Zeit dem Grafen Armansperg zum Sommersitze diente. — Eine starke halbe Stunde von der Stadt kommt man nach Tiryntħ, dessen Ruinen auf der Fläche eines niedern Hügels liegen. Es sind cyclopische Mauern aus ungeheuern Felsblöcken ohne Mörtel, nur durch ihre eigne Schwere zusammenhaltend, aufeinandergereiht. Dreitausend Jahre sind nicht im Stande gewesen, sie zu zerstören; von Homer wissen wir, daß dieses älteste Denkmal des Alterthums schon vor dem trojanischen Kriege existirte. Pausanias nennt diese Trümmer Wunderwerke, und Jeder, der sie gesehen, wird ihm beistimmen. Man begreift nicht, wie die Alten diese Felsmassen auf einander gethürmt haben; entweder müssen ihre Maschinen vortrefflich, oder ihre Körperkraft dem Namen: „Cyclopen“ entsprechend gewesen seyn. Eine kleine Höhle an der nach Nauplia gelegenen Seite der Ruinen bezeichnet man als die „Wiege des Herkules,“ der, wenn er diesen Platz ausgefüllt hat, allerdings ein derber Junge war. Als ich in das Loch hineinkroch, fand ich darin nur muntere Eidechsen, die so munter umherfuhren und solch lächelnde Gesichter zeigten, wie die alten Tirynther, die bekanntlich ein sehr leichtsinniges und lustiges Völkchen gewesen und sogar ihre religiösen Gebräuche unter stetem Lachen verrichtet haben sollen. Beim Hinuntersteigen von dem Hügel raschelte

eine ungefähr drei Fuß lange Schlange an mir vorüber. Da ich an Seelenwanderung glaube, so ließ ich sie ungefährdet entfliehen, um, wenn ich ihr den Kopf eingeschlagen, nicht etwa eine Unart gegen eine vormalige, tirynthische Jungfrau zu begehen. — Tirynth wurde von den Bewohnern von Argos zerstört, und die Tirynther nach jener Stadt übergeführt. — Jetzt ist am Fuße der Ruinen eine königliche Domaine erbaut, die von dem Domainendirector Gebhard verwaltet wird.

Auf dem Wege nach Argos kommt man noch durch drei Dörfer, von denen das eine dem Reitergeneral Hadschi Christos gehört. Die Benennung oder den Titel: „Hadschi" legen sich jene griechischen Christen bei, die eine Wallfahrt nach Jerusalem zum heiligen Grabe gemacht haben, eben so führen ihn die Türken, die die heilige Kaba besuchten. — Eine starke Viertelstunde von Argos führt eine steinerne Brücke über den Inachus, einem Flusse, der wie fast alle griechischen im Sommer nur ein trockenes, mit Kieselsteinen, aber nicht mit Wasser gefülltes Bette zeigt, in der nassen Jahreszeit aber einen Theil der Ebene überschwemmen soll. — Der Eingang in die einst mit Denkmälern, Tempeln, Gräbern, einem Forum, Gymnasium und Theater prunkenden Stadt, von der uns die Alten so viel erzählen, ist jetzt sehr einfach und prosaisch. Durch zerfallene Mauern über Schutthaufen, fährt man zwischen einzelnen, unansehnlichen Lehmhütten mit Schießscharten statt Fenstern in den Ort, der kaum hundert Gebäude haben mag. Der

Bazar besteht aus einigen schmutzigen Buden, in denen man Tabak und für den Deutschen ungenießbare Eßwaaren findet. Die Kaserne, in der das Uhlanenregiment liegt, ist ein großes, ansehnliches, neues Gebäude. Ihr gegenüber steht von Nebengebäuden, Garten und Hofraum umgeben, ein schönes, elegantes Haus, eins der freundlichsten und am solidesten gebauten in ganz Griechenland, dem später in russischen Diensten als Obrist gestandenen Griechen Kalergi gehörig, der einen bedeutenden Theil seines großen Vermögens im Befreiungskampfe dem Vaterlande zum Opfer brachte, und den, als er im Sommer 1834 von Petersburg ankam, um häusliche Arrangements zu treffen und seine in Argos lebende Gattin abzuholen, die hohe Regentschaft als verdächtig arretiren ließ. Vermuthlich geschah dieß, weil Kalergi zuletzt nicht in England, sondern in Rußland gelebt hatte. Nachdem man ihn einige Monate im Kerker festgehalten hatte, wurde er auf Befehl der Regentschaft vor ein Gericht gestellt, das aber nicht die geringste Schuld auf ihm haftend fand und ihn sonach frei sprach. Ich möchte wissen, auf welche Art die Regentschaft dergleichen widerrechtliche Gewaltstreiche verantworten kann. — Die Gattin Kalergis, noch jetzt unstreitig die schönste Frau in Griechenland, war noch unverheirathet unter dem Namen: „die schöne Helene“ bekannt, und wie einst um ihre antike Namensschwester ein langjähriger, blutiger Krieg entbrannte, so befeindeten sich und kämpften um ihren Besitz die edelsten Jünglinge Griechenlands, bis ihr

jetziger Gatte ihre Hand errang. Wir stiegen in ihrem Hause, in dem auch der König einige Sommermonate zu wohnen pflegte, ab, um bei einem Artillerie-Offizier, einem gebornen Sachsen, der die Umgegend von Argos aufnahm und mit seiner Gattin auch hier logirte, einen längst versprochenen Besuch abzustatten. Noch vor dem Dinér besuchten wir die merkwürdigsten Punkte von Argos. Die Grundmauer der Akropolis sind ebenfalls cyclopische, und Polybius, Euripides und andere Klassiker erwähnen sie als ein sehr festes Werk, das den Angriffen der zerstörungssüchtigen Mycener lange getrotzt habe. — Südöstlich von der Festung finden sich, theils in den Felsen gehauen, theils von Backsteinen erbaut, noch die Grundrisse des Theaters, von dem ich ein kleines Ziegelstück als freilich etwas unbequeme Erinnerung mitnahm. Auf den alten herrlichen Göttersitzen Griechenlands erheben sich jetzt größtentheils unbeholfene Bauten christlicher Kapellen, Kirchen und Klöster. So sahen wir unfern vom Theater eine Kapelle, in welcher Bruchstücke korinthischer Säulen eingemauert sind, die nach Pausanias Angabe wohl zu dem einst hier prangenden Tempel der Juno gehört haben mögen; nordöstlich von der Akropolis auf den Ruinen eines Tempels des Apollo Diradiotes aber ein Kloster von schmutzigen, faulen Mönchen bewohnt. — Auch am südlichen Ende der Stadt finden sich in den Mauern einer Kirche Trümmer von jonischen Säulen. — Eine Menge historischer Erinnerungen knüpfen sich an die meisten Orte des alten König-

reichs des Agamemnons, „des Königs der Könige, des Hirten der Völker.“ Der elegante, leichte, griechische Baustyl zeigt sich hier eben sowohl, wie die cyclopisch-festen Denkmale, die wohl so lange der Zeit getrotzt haben mögen wie die ähnlichen Bauten der Pyramiden an den Ufern des Nils.

In Argos herrscht noch immer großer Franzosenhaß, wohl begründet durch die erbärmliche Metzelei, die jene Freiheitshelden, in Folge eines unbedeutenden Streites, unter den wehrlosen griechischen Männern, Frauen und Kindern anrichteten, und mehrere Hunderte dieser Armen, denen schon die Last, eine rohe Soldateska zu ernähren, aufgebürdet war, durch Flintenschüsse niederstreckten.

Das Dinér bei unserm argivisch-sächsischen Gastfreunde, durch die anmuthige Gegenwart einer liebenswürdigen, schönen Frau gewürzt, verlängerte sich bis in die dunkle Nacht. Kein Fuhrmann wollte sich mehr entschließen, uns heute noch nach Nauplia zurückzubringen. Unser kriegerischer Wirth, der hier schon jahrelang als Philhellene lebte und der Sprache mächtig war, lies einige Flüche los, die aber nicht so böse gemeint waren, und verschaffte uns dadurch doch noch einen Wagenlenker, der uns, durch guten Lohn fügsam gemacht, rasch in der milden Nacht nach dem von Lichtern erhellten Nauplia zurückführte. Das Thor war bereits geschlossen, wurde aber zuvorkommend geöffnet, als der Gesandte seinen Namen

nannte, und so wieder den Beweis lieferte, daß ein Diplomat manchmal leichter in eine Festung einzieht, als ein Krieger mit scharfem Schwerdte.

8.

Der Mai des Jahres 1834 in Nauplia. — Prozeß gegen Kolokotroni und Koliopulos. — Das große Maul eines jungen deutschen Lieutenants. — Der Staatsprokurator Masson. — Der Präsident Polizoides. — Kleonaris. — Kantakuzenos, Armanspergscher Schwiegersohn in spe. — Ein zwanzigjähriger süddeutscher Doctor philosophiae und ich. — Rußland und deutsche Fähndriche. — Staikos Staikopulos. — Kanaillerien.

Der Mai des Jahres 1834 war erschienen. In Deutschland weckt er neues Leben, die Natur prangt in frischem Grün, der Busen schwillt von Hoffnungen, die der Winterhimmel düster verschleierte. In Griechenland zeigt er sich anders. Seine glühende Sonne dörrt das Grün, das in den beiden Vormonaten März und April rings in Feld und Au sproßte. Die Straßen der Städte sind leer, nur der Abend belebt sie wieder; dann rauscht dort das lebendige Geschwätz der südländischen Zunge, die Brust athmet leichter in dem durchkühlten Abende. — Wer aber an einem jener milden Maiabende des gedachten Jahres auf dem Platanenplatz in Nauplia unbefangener Beobachter war der kleinen Gruppen von Griechen, die dichtgedrängt bei einander standen, dessen Ohr er-

lauschte nur ein dumpfes Gemurmel, sein Auge sah nur kummerschwere Blicke, die sich manchmal, wie Hoffnung suchend nach dem sternbesäten Himmel richteten, oder auch wohl zweifelnd nach dem königlichen Palast hinüberflogen. Jener Mai lagerte verdorrend auf den Auen Griechenlands und auf der Griechen Gemüther. Er vernichtete die Saat, die auf Hellas Boden das Volk in zehnjährigem Kampfe gesät und mit seinem Herzblute gedüngt hatte. Nach jahrelanger Verwüstung glaubte Griechenland der erwünschten Ruhe unter dem Schutze seines Königs entgegen sehen zu können. Täuschung! Der König kam, ein Jüngling, die Brust voll von dem Wunsche, sein Volk zu beglücken, mit milder Hand dessen Wunden zu heilen. Allein die Hand war gehemmt, der Wunsch konnte nur Wunsch bleiben, und das Volk seufzte unter der Faust der Willkühr eines Fremden. — Aus den Sälen des Regentschaftspräsidenten tönte lustige Tanzmusik, indeß in den feuchten Kassematten der Festung Itschkale die Ketten der gefangenen Vaterlandsvertheidiger freilich etwas unharmonisch dazu klirrten. Der Tag nahte, an dem Kolokotroni vor die Schranken des Gerichts geschleppt werden sollte, um peinlich als Hochverräther angeklagt zu werden, — als Hochverräther er, der alte Held, der zehn Jahre lang nicht das Schwerdt aus der Hand legte, um sein Vaterland vom türkischen Joch zu erlösen, — der sein Blut im Getümmel der Schlacht vergossen hatte für Griechenland, sollte jetzt gerichtet werden, auf Befehl eines fremden Edelmanns, der von

dem Gelde des armen Griechenlands in üppigem Wohlleben schwelgte. Und warum sollte der alte Grieche verdammt werden? Weil er es gewagt, zu verlangen, daß König Otto Griechenlands König seyn solle, — daß aus dem armen, gedrückten, geschundenen Lande der entfernt werden möchte, der mit einem einzigen Federstriche das vernichtete, was den Söhnen des Vaterlands jahrelangen blutigen Kampf gekostet, wofür sie Vermögen und Leben geopfert! Wahrlich, alter Kolokotroni, diese Ketten schänden Dich nicht.

Höhern Orts hatte man erfahren, daß zwei von den fünf bestimmten Richtern früher mit dem Beklagten in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden. Wenige Tage vor Eröffnung des Gerichts erhielten jene beiden Männer plötzlich Aemter in entfernten Provinzen, und zwei andere, von denen man wußte, daß ein alter Groll zwischen ihnen und Kolokotroni herrsche, wurden an ihre Stelle gesetzt. Der eine von diesen Letztern war Polizoides, dem Gerichte als Präsident vorgesetzt. Zwei Tage vor dem Beginn des Verhörs war ich Zeuge, daß ein fremder Minister zu Polizoides bemerkte: „wie es für Kolokotroni keine günstige Aussicht sey, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen,“ worauf der Angeredete antwortete: „Ich bin Kolokotroni's Feind; als Richter werde ich handeln, wie es mir mein Gewissen befiehlt, wie ich als Mann von Ehre handeln muß!“ — Der Erfolg hat Polizoides als Ehrenmann bewährt. Er und Terzetti, auch einer der Richter, konnten nach Recht und Gewissen nicht das „Schuldig“ über

den bedauernswerthen Angeklagten aussprechen und beide weigerten sich, das Todesurtheil zu unterschreiben. Da mußte sich auf Befehl der Regentschaft der Justizminister in den Gerichtssaal verfügen und jenen beiden Männern durch Gensd'armen die Feder in die Hand zwingen lassen. Ein unvergleichlicher Akt der Gerechtigkeit!

In einem Winkel des Platanenplatzes, am Fuße der Steintreppe, die nach der Festung Itschkale hinaufführt, liegt das Bouleutikon, ein Gebäude, das früher eine türkische Moschee war, dann während der Revolution dem Senat zu Versammlungen diente, unter der Regentschaft aber abwechselnd zu Bällen und zum Gerichtslokale benutzt wurde. Zu diesem Saale führte eine hohe Treppe hinauf, im Erdgeschosse befanden sich Gefängnisse. Im Hintergrunde des Saales erhob sich eine Tribune für den Präsidenten und die vier Richter. Links auf einem Katheder thronte der Staatsprokurator, als öffentlicher Ankläger, rechts aber waren Stühle für die Angeklagten und ihre Vertheidiger bestimmt. Den übrigen Theil des Saals, so wie die oben herumlaufende Gallerie nahm die herbeigeströmte Menge ein. Am Morgen des Tages, an dem das Gericht begann, war die Umgegend des Bouleutikon voll Menschen; die Fremdlinge meistens mit höhnisch-lächelndem Gesichte, übermüthige Schimpfreden gegen den alten gefangenen Mann ausstoßend, — die Griechen gedrückt dastehend, gerechten Schmerz und verbissene Wuth in den ausdrucksvollen Physiognomieen. Endlich hieß es:

„er kommt!“ — Gensd'armen mit Karabinern im Arm eröffneten den Zug, der die Treppen von Itschkale herab kam; dann folgten die beiden Angeklagten in griechischer Nationaltracht: in rothen goldgestickten Jacken und Kamaschen, weißer Fustanella und das Haupt mit dem rothen Fez bedeckt. Der alte Kolokotroni, geführt von seinem Vertheidiger und einem seiner Verwandten, da er, der sonst frei in Gottes Natur umherschweifende Palikar, in seinem feuchten Kellergewölbe an den Füßen so krank geworden, daß er ihren Gebrauch fast ganz verloren hatte. Die Behandlung, die der alte Mann in seinem Kerker erduldete, war abscheulich. So hörte ich unter andern in einem Kaffeehause einen jungen deutschen Lieutenant, der die Wache oben auf der Festung gehabt, prahlen, wie er „dem verfluchten Schurken, dem Kolokotroni, das vermaledeite Singen“ verboten habe. Der Grieche singt gerne, wenn sein Gesang auch für deutsche Ohren sehr unharmonisch klingen mag. Auch diese triste Unterhaltung wurde dem alten Kämpfer nicht gestattet, mit Schimpfworten von einem neunzehnjährigen Burschen untersagt, der Gott danken mußte, daß man ihm griechisches Brod zu essen gab.

Gensd'armen umgaben die zum Gericht gehenden Gefangenen und schlossen auch den Zug. Es war ein herzbrechender Anblick, die Verdienste alter Krieger so belohnt zu sehen. — Kolokotroni grüßte nach beiden Seiten, mehrere Griechen traten hervor und drückten ihrem alten Feldherrn die Hand, wurden aber von der Wache mit Kolbenstößen zurückgetrie-

ben. Der Alte lächelte wehmüthig und zuckte die Achseln. So langte man im Gerichtssaale an. — Der Staatsprokurator Masson, ein Schotte, mit verlebtem Gesichte, den Cochrane als seinen Schreiber mit nach Griechenland gebracht hatte, versuchte es, eine pomphafte Rede zu halten, blieb aber, da er der Landessprache nicht vollkommen mächtig, öfter stecken, wobei dann die anwesenden Griechen jedesmal in ein Gelächter ausbrachen; endlich kam er zu der Anklage, die er mit ungeheuern Gestikulationen ablas. Ein Fremder, dem Griechenland seine Existenz gefristet, wagte es, einen um Griechenlands Freiheit hochverdienten Mann anzuklagen! Kolokotroni, die Arme auf die Lehne eines vor ihm stehenden Stuhls gelegt, hörte ruhig zu, als er aber in der Anklage vom Hochverrath hörte, blitzte er den Schotten mit seinem Feuerblicke zürnend an. Der Ankläger schlug scheu die Augen nieder und ein flüchtiges Roth deutete in seinem Gesichte an, daß sich in ihm noch etwas, wie Scham, rege. — Nun erhob sich der Präsident Polizoides und sprach einige kräftige Worte, daß er nach Recht und Gewissen richten wolle, ermahnte auch die Anwesenden zu einem anständigen, dem Orte angemessenen Betragen. Kolokotroni hielt dann noch eine kurze Rede, nach seiner Gewohnheit mit treffenden Gleichnissen und Sprüchwörtern untermischt. Ein Gemurmel des Beifalls durchlief die Menge. Dann begannen die Verhöre der Zeugen, von denen Jeder vorher auf das Evangelium schwören mußte, die Wahrheit auszusagen. Mehr als fünf Sechstel zeugten

für den Angeklagten, nur ein Sechstel gegen ihn. Länger als vierzehn Tage wiederholten sich diese Scenen im Gerichtssaale, nämlich daß Unerhebliches gegen die Beklagten, — Wichtiges für sie sprach, — daß der gewandte Vertheidiger Kolokotroni's: „Kleonaris,“ manchen von den Gegenzeugen Lügen bewies, was dann jedesmal vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurde, — daß der Staatsprokurator Masson griechisch zu sprechen versuchte, sehr oft stecken blieb, dann mit den Fäusten auf das Katheder schlug und viel Zuckerwasser trank, und daß der Präsident oft genöthigt war, ihn zur Ruhe zu verweisen. Die Angeklagten benahmen sich anständig und ruhig, nur daß Kolokotroni's sprechendes Antlitz, auch ohne Worte, sein Inneres andeutete. — Innerhalb der Schranken auf der Seite der Angeklagten saßen ihre Vertheidiger und mehrere ihrer Verwandten und Freunde; auf der Seite des Staatsprokurators die Gegner der Angeklagten, so unter andern ein Herr Kantakuzeno, ein sogenannter fanariotischer Prinz von zweiundzwanzig Jahren, der eine bedeutende Stelle im auswärtigen Ministerium erhalten, sich Mühe gab, Schwiegersohn des Grafen Armansperg zu werden, und viel unverdautes Zeug schwatzte. — Ein kleiner Vorfall, der mich betraf, finde hier Platz. An einem Tage der gerichtlichen Verhandlung bemerkte zufällig Herr Masson, mit dem ich in der Gesellschaft einigemal zusammengetroffen, mich unter dem Haufen der Zuhörer von seinem erhöhten Sitze aus, und lud mich, trotz meiner ablehnenden Pantomime, durch

wiederholtes Handwinken ein, innerhalb der Schranken Platz zu nehmen. Ich sah mich endlich genöthigt, seiner Einladung Folge zu leisten, setzte mich aber auf die Seite Kolokotroni's, weil ich da mehrere meiner Bekannten erblickte. An demselben Tage besuchte mich ein junger, zwanzigjähriger süddeutscher Doctor der Philosophie, der nach Griechenland gekommen war, um Minister oder so etwas dergleichen zu werden. Ich hatte dem jungen Mann manche Artigkeit in Nauplia erwiesen, ihn auch auf seinen Wunsch in das Haus eines mir wohlwollenden auswärtigen Ministers eingeführt. Er eröffnete mir jetzt mit vielen höflichen Umschweifen, daß er gezwungen sey, seine Besuche bei mir einzustellen, weil ich mich heute so offen für den Beklagten (d. h. meine Platznahme auf der Kolokotroni'schen Seite im Gerichtssaale) ausgesprochen. Ich konnte ihm auf eine solche mich zu herzlichem Lachen reizende Erklärung nichts weiter als die Frage erwiedern: „warum er mich und sich jetzt noch mit seinem Besuch bei mir incommodirt habe? Damit ich ihn etwa aber nicht in seiner Ministerlaufbahn aufhalte, böte ich ihm die in meinem Hause befindliche Hinterthüre an, durch welche er ungesehen entschlüpfen könne!“ — Wenige Abende darauf traf ich ihn bei dem Gesandten, dessen Haus ihm meine Empfehlung eröffnet, und konnte es mir nicht versagen, ihn dort noch etwas in Verlegenheit zu setzen. Später habe ich in deutschen Zeitungen gelesen, daß der zwanzigjährige, ängstliche Jüngling von der

Regentschaft zum Oberrichter einer Provinz ernannt worden sey. Lohn der Tugend!

Ein gewaltiges Geschrei hatte sich unter andern auch bei den Gegnern der Angeklagten erhoben, ein Gefasel von einem Briefe von Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland an Kolokotroni, als dieser sich mit den andern griechischen Häuptern an jenen Monarchen in ihrer Noth gewandt hatten, um von ihm Rath zu erhalten, dessen glorreicher Krieg gegen die Türkei doch eigentlich die Hauptursache zur endlichen Selbstständigkeit Griechenlands gewesen war. — Da wurde denn von deutschen Fähndrichen auf den Kaffeehäusern rodomontirt, von russischer Unterstützung der (sogenannten) griechischen Empörer und anderem dergleichen ungewaschenen Zeuge, was diese Bierpolitiker zu Tage förderten. Sie thaten gar grimmig, klapperten mit ihren langen Schleppsäbeln und wollten direkt Rußland mit Krieg überziehen und in Petersburg jeden über die Klinge springen lassen, der es gewagt, nicht mit den weisen Anordnungen der „griechischen Vice-Königlichkeit“ einverstanden zu seyn. Dabei tranken sie für wenige Lepta's sehr viel Limonade, damit der hitzige Aerger in dem bösen Klima nicht etwa ihrer Gesundheit schaden möchte, und diese noch kräftig bliebe zu besagtem Feldzuge gegen Rußland, — alles dieses war sehr schauerlich anzuhören und anzusehen. Dabei ist aber zu bemerken, daß diese jungen Herren sehr gerne die im Hafen von Nauplia liegenden russischen Kriegsschiffe besuchten, vermuthlich um ihre Wuth dort an den treff-

lichen Dinérs auszulassen, die doch auch „russisch“ waren. Französische und englische Schiffe wurden dagegen mit ihren Besuchen verschont, vermuthlich weil die Offiziere dieser Nationen ihnen nicht mit so herzlicher Gastfreundschaft entgegen kamen, wie die „nordischen Barbaren.“ — Endlich erschien der Tag, an welchem jener Brief öffentlich im Gericht vorgelegt werden sollte, und siehe, es war ein Schreiben des russischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Nesselrode, worin dieser den Griechen antwortete: „daß das Vorbringen ihrer Klagen an den Kaiser unstatthaft wäre, und daß sie sich damit an ihre eigene Regierung zu wenden hätten, die gewiß die Noth des Landes und des Volkes lindern würde.“ — Das klang denn freilich anders, wie man es ausgeschrieen; doch auf so etwas kam es ja in Griechenland nicht an!

Die Verurtheilung der beiden Griechen Kolokotroni und Kaliopulos zum Tode ist bekannt, auch daß aus Gnade diese Strafe in zwanzigjähriges Gefängniß verwandelt wurde; — für den siebenzigjährigen Kolokotroni wahrlich eine Gnade, indem ihm dadurch ein langes Leben gewünscht wurde. — Dem wackeren Präsidenten Polizoides und dem Richter Terzetti wurde wegen ihrer Weigerung, das Todesurtheil zu unterschreiben, von dem Staatsprokurator Masson ebenfalls der Prozeß gemacht. Am 24. September 1834 entschied das Tribunal zu Nauplia, daß beide freizusprechen wären, da sie sich keines Verbrechens, wie der Staatsprokurator sie angeklagt,

schuldig gemacht hätten. — Sonach waren jene Zwangsmaßregeln, durch welche man die beiden Richter zur Unterschrift vermocht, gesetzwidrig, — demnach aber auch das Urtheil der Beklagten, Kolokotroni und Kaliopulos, null und nichtig, und dennoch wurde es — die Begnadigung thut hier nichts zur Sache — an den Verurtheilten in Kraft gesetzt. — Herr Kleonaris, der Vertheidiger der Verurtheilten, ein ausgezeichneter Jurist und eine Zeitlang Justizminister unter Capodistrias, würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er den Verlauf dieses Prozesses — wo Gewalt mehr als Recht galt — veröffentlichte.

Wer damals den Gerichtssaal in Nauplia besuchte, wird sich vielleicht erinnern, unter den Anwesenden einen alten Griechen bemerkt zu haben, in gebeugter Stellung die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, das Antlitz von tiefem Gram durchfurcht, die griechische Kleidung ärmlich und an einigen Stellen zerrissen, die ganze Erscheinung ein Bild des Jammers und Mangels. Und dennoch umringten diesen Mann die Griechen mit Ehrerbietung und Achtung und lauschten auf die wenigen Worte, die den bleichen Lippen entflohen. Der Alte hatte einst bessere Tage gesehen. Einer der ersten Helden des aufopfernden Griechenkampfes hatte er seine Palikaren muthig dem Feinde entgegen geführt; von seiner Tapferkeit sprachen seine Landsleute und die Narben seines Körpers. Aus Gortyne gebürtig, war er der Erste gewesen, der in seiner Provinz den Aufstand organisirte und willig sein kleines Vermögen zum Opfer brachte. Daß er sich während des Kampfes nicht be-

reichert hatte, dafür zeugte seine jetzige Armuth. Er war der Erste, der bei Erstürmung des Palamides die griechische Fahne auf die Mauer pflanzte und so das geängstigte Nauplia gegen fernere Angriffe der Türken schützte. Durch ihn ward Akrokorinth, die Festung der Stadt Korinth, den Moslims entrissen. Seine Verdienste hatten die vorigen Regierungen ehrend anerkannt und ihn zum General ernannt, eine Würde, die er sich theuer durch sein Blut und sein Vermögen errungen hatte. Dieser General war Staikos Staikopulos, ein Mann aller Grausamkeit fremd, wie nicht viele der griechischen Heerführer, — allgemein geliebt und geachtet wegen seiner Gutmüthigkeit. — Die Regentschaft, unter Vorsitz des Grafen Armansperg, kam nach Griechenland. Der alte, verdiente Staikopulos wurde nicht beachtet. Mehrere bedeutende Personen verwandten sich nachdrücklich für ihn. Die Regentschaft ernannte oder degradirte vielmehr den General Staikopulos zum Obristlieutenant, — statt der Gage erhielt er den königlich griechischen Erlöser-Orden. Der alte Krieger wurde immer stiller und oft sah man in dem Auge, das dem Tode sonst kühn in's Antlitz geschaut, eine Thräne zittern. Vielleicht war er so gerührt von der Gnade der Regentschaft! Sein Blick fiel manchmal auf das Kreuz an seiner Brust und flog dann gen Himmel, als wolle es dort den rechten Erlöser suchen. Der Obristlieutenant hungerte, sein benarbter Körper siechte, sein Verstand litt. Warum sollte solche ihm im Uebermaße erzeigte Gnade nicht auf das Gehirn eines al-

ten schwachen Mannes wirken? — Der Graf Armansperg ließ in Athen ein Theater bauen; bei den beschränkten pekuniären Hülfsmitteln des Staats blieb füglich kein Geld übrig zur Errichtung eines kultivirten Narrenspitals, in welches man den verstandesschwachen Staikopulos hätte stecken können, der plötzlich für verrückt gehalten wurde. Ob er es war, blieb unentschieden. — Ohne vorausgegangene Untersuchung, ohne irgend einen richterlichen Spruch ließ der Nomarch — Polizeidirektor — von Nauplia den königlich griechischen Obristlieutenant, frühern General Staikos Staikopulos, in ein nasses, stinkendes Gefängniß werfen, in das kein Lichtstrahl drang. Kaum ein wenig verfaultes Stroh, nicht einmal eine Decke wurde dem Unglücklichen vergönnt. Das „Warum?“ blieb jedem Menschen unbegreiflich; keine Linderung wurde dem alten Manne zu Theil, obgleich Viele sich für ihn bei der höchsten Gewalt verwendeten. — Er erkrankte und wurde bei lebendigem Leibe beinahe von dem Ungeziefer gefressen. Murren und Drohungen bewirkten zwei Stunden vor seinem Tode seine Loslassung aus dem Gefängniß. Auf dem Platanenplatze zu Nauplia wurde eine Collecte veranstaltet, um den Leichnam zur Erde bestatten zu können. — „Die Kaufmannschaft Nauplia's,“ so erzählten griechische Blätter vom Monat März 1835, „erinnerte sich, daß sie im Schutze der Festung lebe, die der unglückliche Held erobert hatte, und schloß, um sein Andenken zu ehren, an dem Tage seines Begräbnisses alle Läden. Die ganze Bevölkerung begleitete

den Trauerzug. Sein Tod machte einen großen Eindruck!" —

Wir überlassen es dem Leser, zu bestimmen, mit welchem Namen man ein solches Verfahren, gleichviel von wem es ausgegangen, belegen dürfte. Man kann sich denken, wie König Otto umgarnt seyn muß, wenn die Kunde solcher Infamien nicht einmal bis zu ihm gelangt. Wo er bis jetzt eine Ungerechtigkeit erfuhr, hat er sich mit königlichem und männlichem Sinne dagegen erhoben, — wo er Noth gewahrte, mit milder Hand gemildert und gelindert. Aber ein König soll auch eine kräftige Hand haben, und in Griechenland wäre sie nöthig, um ohne Gnade die Urheber solcher vielfältiger Schändlichkeiten aus dem Lande zu jagen. Auf jeden Fall zweckmäßiger, als wenn ein mit Füßen getretenes Volk gezwungen wird, sich über kurz oder lang selbst Erlösung zu schaffen. Daß die Griechen es können, davon hat das zerbrochene Türkenjoch deutliche Kunde gegeben.

Griechenland harrt mit Sehnsucht auf die Morgenröthe, die belebend von dem Throne des selbstständigen Königs aufflammen soll. Möchte das königliche Gestirn die düstern Wolken, die bis jetzt verhüllend auf dem hartgeprüftem Lande lasteten, in ihr ursprüngliches Nichts verbannen. Der Segen eines neuerstandenen Volks würde dem jugendlichen Herrscher die prunkende Last des Diadems erleichtern, und preisend würde noch die späte Nachwelt auf den Thron des ersten Königs von Griechenland zurückdeuten!

9.

Unannehmlichkeiten des Klima's und der Insekten für den Fremden in Griechenland. — Ein Seebad und die Ungeheuer des Meeres.

Griechenland ist ein schönes Land gewesen und würde es wieder werden, wenn man bessere Maßregeln, wie die bisherigen, eintreten ließe, um es dazu zu machen. Die Zerstörung, die noch überall sich dem Auge darbietet, der Mangel jeder Bequemlichkeit, die dem nothwendig geworden, der einem kultivirten Lande entstammt, das heiße, erschlaffende Klima, machen dem Fremden, wenigstens bis dahin, wo er sich an die vielfältigen Entbehrungen gewöhnt und die mancherlei Widerwärtigkeiten überwunden hat, den Aufenthalt in Hellas zu einem höchst unangenehmen. — Ermattet von der Glut des Tages würde die Nacht herbeigewünscht werden, wenn man wüßte, während derselben einige Stunden Ruhe auf dem Lager zu finden. Mich befiel, wenn die Nacht nahete, jedesmal eine grausige Angst; mein Bett schien mir eine Folterbank. Jede Spalte der Lagerstätte ist von einer Unzahl gefräßiger Wanzen bewohnt, die sich mit fürchterlichem Heißhunger auf den Körper des Ruhesuchenden stürzen und ihn mit schmerzhaften Beulen bedecken. Jeden Abend vor dem Schlafengehen beschäftigte ich mich stundenlang mit dem Lichte in der Hand ein eckles Auto-da-fé zu halten, doch wenn ich auch funfzig dieser Thiere in den Holzritzen dem Feuertodte geopfert, so peinigten mich dafür

hundert Andere, gleichsam um den Tod ihrer Genossen an mir zu rächen. Viele Fremde suchten gegen diese Plage allerlei Vorsichtsmaßregeln, unter andern eiserne, mit Gazevorhängen umgebene Bettstellen, deren vier Füße man in Wasserschaalen setzte, allein ohne Erfolg. Die Wanzen kriechen längs den Wänden bis an die Zimmerdecke, von wo sie sich, mit sehr richtigem Augenmaße, auf das Bett hinabstürzen; eine kleine Spalte in den Vorhängen ist bald von ihnen erkundet und dann wehe dem Schlafenden. — Zu diesen Geschöpfen gesellen sich eine unbegreifliche Menge von Flöhen, die durch nichts zu vertilgen sind, und schon am Tage auf den weißen Beinkleidern der Herren einen für das Auge und die Haut sehr unangenehmen Effekt machen. Als ich später ein etwas besseres Quartier in einem neuen Hause bezog, ließ ich die Wände, die Decke des Zimmers und die Spalten des Fußbodens mit einer aufgelösten Giftmasse bestreichen und den Boden täglich mit Seewasser waschen, allein das Ungeziefer war nicht zu vertreiben; ich floh mit meiner Matratze aus dem Bette auf den Fußboden, sah aber beim Scheine des brennenden Lichtes — im Finstern biß Alles mit doppelter Courage auf meinen armen Körper los — wie auch die Flöhe hundertweise mich dahin verfolgten. Nur wenn ich bis auf den vor meinem Zimmer befindlichen offenen Balkon, oder auf das platte Dach des Hauses retirirte, hatte ich einige Ruhe, trug aber durch die dem Sonnenaufgange vorangehende empfindliche Kälte rheumatische Schmerzen im

Arme davon. — Eine andere Plage sind die kleinen Mücken, die im Süden gewöhnlichen Muskito's, die ebenfalls in der Nacht am unverschämtesten ihr Wesen treiben, sich aber auch im Tage nicht zu geniren pflegen. Dazu kommt noch ein Hautausschlag, von dem in der ersten Zeit kein an dieses Klima nicht gewöhnter Europäer verschont bleibt. Dem Leser dieser Klagen, der im lieben Norden sitzt, mögen sie lächerlich klingen, in natura ist aber ein dermaßen zerstochener und zerbissener Körper etwas höchst miserables. — Ein Artilleriehauptmann, von Geburt ein Norddeutscher, der schon längere Zeit die Annehmlichkeiten des Klima's in Brasilien, und zuletzt die oben angeführten mehrere Jahre in Griechenland ertragen hatte, war der Erfinder eines sonderbaren Mittels gegen die kleinen lebendigen Plagegeister. Jeden Abend nahm er nämlich einige Gläser „Wanzengift" zu sich, wie er den sehr starken Punsch zu nennen beliebte. Der betäubende Rausch, den er dadurch gewann, machte ihn für die Nacht unempfindlich gegen die Bisse der oben angeführten Thierchen. Eine Methode, die wohl nicht jeder Körper in diesem heißen Klima ertragen hätte. Wenn ich eine ruhige Nacht zubringen wollte, schlief ich auf einem der im Hafen liegenden russischen Schiffe, auf welchen, vielleicht durch die kühlere Seeluft, der Confluxus jener lebendigen Plage nicht so bedeutend war, wie am Lande. — Es gewährt einen seltsamen Anblick, wenn man des Nachts die Straßen durchwandelt und vor allen Häusern unter freiem Himmel die

Griechen theils in Betten, theils auf der bloßen Erde liegen sieht. Es ist dieß ihre Manier, den Qualen des Ungeziefers zu entgehen, das sich im Innern der Häuser in größerer Menge aufhält, wie im Freien.

In alten, schlecht gebauten Wohnungen zeigen sich auch während der heißen Jahreszeit oft Scorpione, weswegen es nöthig ist, jeden Abend vorher das Bette zu visitiren, um sein Lager nicht etwa mit einem dieser gefährlichen Gäste zu theilen. — Oft wenn ich Abends bei Licht am Schreibtische saß, liefen muntere Eidechsen über das Papier, die, wenn man den anfänglichen Eckel gegen diese unschädlichen Thierchen überwindet, eine Art von Unterhaltung gewähren. Das emsige Hin- und Herlaufen dieser kleinen Geschöpfe, die Gewandtheit, mit welcher sie die Mücken wegschnappen und sich so als Rächer der gepeinigten Menschheit beweisen, ihre hellen, klugen Aeugelein, dabei ihre kecke Dreistigkeit, die sich aber in gewaltige Furcht verwandelt, wenn man nach ihnen greift, haben mich manche Viertelstunde amüsirt.

In Griechenland ein Bad im Meere zu nehmen, gewährt nicht die Stärkung und Annehmlichkeit, wie etwa in den Wellen der Ost- und Nordsee. Auch in dieser Hinsicht muß man sich gewöhnen, den Eckel zu überwinden. Polypenartige Ungeheuer, mit acht langen, vom Kopfe ausgehenden Schweifen winden sich um die Füße und können den, der sich tiefer in's Meer wagt, leicht in das kristallene Reich auf Nimmerwiederkehren hinabziehen. Den Boden bedecken stachlichte Seeigel und verletzen schmerzlich den Fuß, der sie berührt.

Ein gallertartiges, durchsichtiges Geschöpf (dessen Name mir unbekannt), von der Größe eines Kinderkopfs, das man nicht zum Thiergeschlecht zählen würde, wenn man nicht lebendige Bewegung an ihm wahrnähme, schwimmt in großer Anzahl dicht unter der Oberfläche des Wassers und bringt, wo es den Körper berührt, einen mit unwiderstehlichem Jucken verbundenen, schmerzhaften Hautausschlag hervor. Meerschildkröten sind auch nicht sparsam. Der Prinz Eduard kaufte im Hafen von Nauplia eine, die jetzt in Altenburg sich im Naturalienkabinet ausgestopft befindet. Ihre Länge betrug drei und einen halben Fuß; die Breite mehr als zwei Fuß; vier Männer waren erforderlich, sie zu tragen. Als man sie mit Stricken aus dem Wasser ziehen wollte, ging sie mit solcher Wuth auf die Menschen los, daß man, um sie unschädlich zu machen, ihr die Augen ausstechen mußte. Einen zolldicken, hölzernen Stab zerbiß sie mit dem schnabelförmigen Maule mit der größten Leichtigkeit. — Man denke sich, von einem solchem Ungethüm im Bade überrascht und in die Beine gezwickt zu werden, man rechne noch die andern lebendigen Meeramüsements, zu denen sich auch Wasserschlangen gesellen, hinzu, und ich glaube, daß das Verlangen nach einem griechischen Seebade eben kein großes seyn dürfte.

Gehört diese Skizze auch nicht zu den appetitlichen, so war sie doch nicht zu umgehen, da sie das beschreibt, was in dieser Hinsicht jeder nördliche Ausländer in Griechenland zu erwarten hat. Uebertrieben sind diese Unannehmlichkeiten keineswegs, daß sie

den Einen mehr, den Andern weniger treffen, ändert die Sache nicht.

10.

Ein Dinér beim preußischen Gesandten. — Kanaris. — Der türkische Kommissarius. — „Laß den Tag enden und die Nacht erscheinen!“ — Der russische Marine-Offizier und sein „Herr Jesus!“ — Der zerstreute deutsche Arzt.

Ein Dinér beim preußischen Gesandten führte mich mit Kanaris, dem hochberühmten Branderführer, zusammen. Sein Aeußeres verräth wenig den unerschrockenen Seehelden; er ist von kleinem Wuchs, eine gezwungene, wenig kriegerische, ja fast furchtsame Haltung erregen bei dem, der nicht weiß, daß dieß Kanaris ist, keine günstige Meinung von seinem Muthe. Er erschien an jenem Mittag in einfacher, griechischer Seemannstracht, nämlich in der Kappe, Jacke, weiten bis ans Knie reichenden Beinkleidern und Strümpfen, alles von dunkeler Farbe. Außer seiner Muttersprache und der türkischen, spricht er nur ein wenig italienisch, weßhalb die Unterhaltung damals mit ihm größtentheils durch einen Dollmetscher geführt wurde, wozu sich Herr Tibaldi von Zephalonien, ein Verwandter des Gesandten, der selbst einer berühmten Grafenfamilie jener Insel entstammt, sehr bereitwillig und freundlich hergab. Die erste Heldenthat dieses bei seinen Landsleuten früher unberühmten Seehelden, war die Verbrennung des türkischen, mit 2200 Mann

besetzten Admiralschiffes auf der Rhede von Chios im Januar 1823. Die Besatzung seines Branders wollte, als sie die bedeutende türkische Flotte erblickte, ihn zur Rückkehr nach Ipsara zwingen. „Fürchtet ihr euch," rief ihnen der unerschrockene Führer zu, „so werft euch ins Meer und rettet euch auf die nahen Felsen. Ich bleibe und habe euch nicht nöthig, den Pascha zu verbrennen!" Beschämt schwuren ihm die Matrosen aufs neue Treue und Gehorsam. — Es war gerade der Ramazan-Monat, der die Gläubigen während des Tages zu strengen Fasten verpflichtet, wofür sie sich aber während der Nacht dem Vergnügen und der Schwelgerei überlassen. Aus dieser Ursache befanden sich, außer der Besatzung, noch eine große Menge türkischer hoher Offiziere auf dem Admiralschiffe. Im Dunkel der Nacht nahte sich Kanaris, hing seinen Brander an das Schiff, zündete ihn an und warf sich in die Schaluppe. Das Feuer verbreitete sich schnell. Noch befand sich der kühne Grieche in seinem kleinen Bote nahe bei den Feinden und rief ihnen zu: „Wie gefällt euch die Ramazan-Illumination?" — Dann ruderte er fort und das Admiralschiff flog mit dem Kapudan Pascha und allen darauf Anwesenden in die Luft. Aber auch Kanaris hatte in seinem Bote noch ein Faß Pulver bewahrt, um sich eher in die Luft zu sprengen, als sich den etwa nacheilenden Türken zu ergeben. Die aber ließen das Nachsetzen bleiben und der Seeheld langte am andern Morgen glücklich im Hafen von Ipsara an, wo ihn seine Landsleute mit dem Rufe: „Es lebe

Kanaris!" und mit Freudenschüssen empfingen. Sein erster Gang war in die Kirche, wo er dem heiligen Nikolaos, dem Beschützer der Seefahrer mit Gebet für die ihm bewiesene Hülfe dankte und ihm zwei Wachskerzen opferte. Aehnliche Heldenthaten vollbrachte Kanaris in der Folge noch mehrere. Ein deutscher Philhellene, noch jetzt als Hauptmann in griechischen Diensten, der den Helden öfter auf seinen Brandzügen begleitet hat, erzählte mir viel von der bewunderungswürdigen Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, die der Grieche in solchen gefahrdrohenden Augenblicken bewies. — Sein erstes, oben erwähntes kriegerisches Debut theilte uns Canaris auf unser Verlangen bei jenem Dinér mit, doch frei von jeder Prahlerei, mit der größten Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, als wenn die ganze Sache so und nicht anders hätte seyn können. Oft leuchtete aus seinen Reden aber ein bitterer Sarkasmus gegen die hervor, deren Gewalt er sich jetzt beugen mußte. Jedenfalls hatte er für seine jahrelangen, todtverachtenden Kämpfe einen höhern Rang verdient, als den, welchen er jetzt als Kapitän einer Corvette begleitete, eine Stelle, die ihm höchstens so viel in Gage eintrug, wie einem Major der Landtruppen. Wenn man einen bayerischen Obrist-Lieutenant, dessen einzige Waffenthat in Griechenland der verunglückte Feldzug gegen die Mainotten war, zum griechischen General-Lieutenant machte, würde auch wohl für den Helden Kanaris — der freilich nur ein Grieche ist, die Charge eines Vice-

Admirals — Miaulis ist Admiral — nicht zu hoch gewesen seyn.

An jenem Mittage gab zu komischen Verlegenheiten noch der Umstand Anlaß, daß auch der türkische Geschäftsträger eingeladen war, der sich Behufs der Regulirung der das frühere türkische Staatseigenthum auf der Insel Negropont betreffenden Angelegenheiten in Nauplia befand. Dieser Türke — sein Name ist mir entfallen — hatte früher auf der Flotte gedient und mag wohl manchmal dem griechischen Feuer- und Wasserhelden Kanaris auf dem Meere begegnet seyn. Achtungswerth war daher die Schonung, mit der der Letztere über den Feldzug sprach, um seinen frühern Feind nicht zu kränken. Dieser war aber ein so freundlicher, gutmüthiger Mann, daß er — auch er sprach italienisch — oft selbst scherzend die Erzählungen Kanaris kommentirte und später auf ächt europäische Weise mit ihm, so wie mit den übrigen Anwesenden auf gegenseitiges Wohl sein Glas leerte. In Glaubenssachen nahm er es übrigens nicht sehr genau. Jenes Dinér fiel nämlich in den Monat Ramazan, in welchem der Koran bei Tage jeden Genuß verbietet. Es war fünf Uhr als wir zu Tische gingen und noch heller Tag, der Moslim darum auch nicht zu bewegen, die Suppe zu berühren. Als aber der Gesandte einem Diener befahl: „Laß den Tag enden und die Nacht erscheinen!“ und dieser Befehl so gedeutet wurde, daß die Fensterladen geschlossen wurden und Kerzen auf dem Tisch erschienen, genirte sich der Türke nicht im Geringsten mehr und

arbeitete sehr zierlich mit Löffel, Messer und Gabel, was übrigens von ihm um so lobenswerther war, da man in der Türkei, wie ich es oft selbst mitzumachen gezwungen war, gewöhnlich mit den Fingern zu speisen pflegt, ohne sich jener cultivirten Hülfsmittel zu bedienen. Auch den Wein verschmähte der sultanische Bevollmächtigte ganz und gar nicht und hielt sich — o Wunder eines Muselmanns — so gar sehr stark an: „Lacrymae Christi,“ die in schönster Qualität Keller und Tafel des Gesandten schmückten. Es geht doch nichts über die Aufklärung! Wer hätte wohl vor zwanzig Jahren dergleichen Toleranz bei einem Türken suchen wollen? — Der Wein machte die Unterhaltung lebhaft und lustig und verbreitete über die Gesellschaft ein munteres Colorit, die übrigens aus Repräsentanten mehrerer Nationen bestand — der Gesandte und ich waren geborene Preußen, Herr Tibaldis ein Zephalonier, also ein halber Engländer, Kanaris ein Grieche, dann der türkische Geschäftsträger, Baron E., ein russischer Marineoffizier, Doktor R. bayerischer, und sein Bruder würtembergischer Unterthan. — Der Türke hatte bereits durch seine extravagante Toleranz ein komisches Beispiel geliefert, die andern Anwesenden sollten darin nachfolgen. Der russische Offizier — einer preußischen Familie entsprossen und mit der deutschen Sprache vertraut — hatte die Gewohnheit in seinem Vortrage sehr oft den Ausruf: „Herr Jesus!“ einzumischen. So erzählte er unter andern auch von der Schlacht bei Navarin, die er als Adjutant des russischen Generals

mitgemacht hatte, und wie der Sultan, als er die Nachricht von diesem für ihn allerdings fatalen Ereigniß erhielt, in seinem Zorne den Befehl zur Niedermetzelung aller Christen in Konstantinopel geben wollte. — „Der Großvezier, ein sehr vernünftiger Mann,“ fuhr der Russe in seiner Erzählung fort, „begab sich schnell zum Großherrn und sagte: „Herr Jesus! was beginnen Ew. Hoheit?“ — „„Herr Jesus!““ antwortete dieser, „„was soll ich thun? Die Christenhunde verbrennen mir nichts dir nichts meine Flotte, da muß ich mich doch rächen.““ — Worauf ihn der vernünftige Großvezier mit den Worten zu beruhigen sucht: „Aber, Herr Jesus, dadurch machen Ew. Hoheit das Uebel ja nur ärger!“ — Wie seltsam dieser christliche Stoßseufzer, den der Russe den Muselmännern in den Mund zu legen beliebte, brauchen wir wohl nicht zu erörtern. Daß wir unsern eifrigen Erzähler brav auslachten, nahm er natürlich nicht übel, sondern stimmte herzlich darin ein.

Der mit anwesende Doktor R—, ein ausgezeichneter junger Arzt, dem mancher in Griechenland sein Leben zu verdanken hat, der von den armen Griechen, die er mit der größten Uneigennützigkeit mit Rath und That unterstützt, hochverehrt wird — laborirte an sehr starker Zerstreuung, die aber, glücklich und seltsam genug, ihn nie in der Ausübung seines wohlthätigen Berufs befiel. — So war er einige Tage vorher nach Argos geritten. Unterwegs begegnet ihm ein Bekannter, der, seine Zerstreuung kennend, ihm zuruft: „Aber, liebster Doktor, schon wieder haben

Sie auf Ihrem Pferd kein Hinterzeug!" — Der Angeredete dreht sich um, faßt den wirklich vorhandenen Schwanzriemen, glaubt aber in seiner grenzenlosen Zerstreuung den Worten des Spaßvogels, reitet nach Nauplia zurück und macht seinem Reitknechte Vorwürfe wegen seiner Nachlässigkeit. Erst bei der Vertheidigung des Dieners erwacht der Herr aus seiner Zerstreuung. — Ein andermal hätte diese Sache in ihren Folgen gefährlicher werden können. Doktor R. fing nämlich auf einem Spaziergange eine Schlange der giftigsten Art, und bewahrte sie in einem Glase auf, das er sorgsam mit einem Deckel verschloß. Eines Tages hatte er diesen etwas geöffnet, um mit der Schlange irgend ein Experiment zu machen. In dem Augenblick wird er zu einem Kranken gerufen, läßt das Glas offen und eilt fort. Als er Abends nach Hause zurückkehrt, will er seine Schlange wieder besehen, allein die ist natürlich aus ihrem Gefängnisse entflohen. Bücherschränke, Kasten, Bettstelle, Sopha's, Alles wird von der Stelle gerückt und durchsucht, allein nirgends war der Flüchtling zu finden, der vermuthlich in eins von den Astlöchern des Fußbodens geschlüpft war. Zwei Nächte lang wagte der durch seine Zerstreuung in Angst Gesetzte nicht in seinem Zimmer zu schlafen, und mag, obgleich er die Löcher im Boden fest verschließen ließ, wohl noch lange nachher keine ruhige Nacht gehabt haben. — Ich lernte Doktor R. in Konstantinopel kennen, wohin er den Prinzen Eduard von Altenburg begleitet hatte. Bei ihren Spaziergängen in den en-

gen, labyrinthischen Straßen des unermeßlichen Stambuls verlor der Prinz mehreremale seinen Begleiter, der in seiner Zerstreuung bald da, bald dort, länger als er sollte, verweilte. Uebrigens war sein dortiger Aufenthalt gewiß nicht ohne großen Nutzen für seine Wissenschaft, da er mit eigner Gefahr fast täglich die Pestspitäler besuchte und dort treffliche Erfahrungen für seinen Beruf sammelte.

So mußte bei jenem Dinér Jeder seine Schwachheiten und etwanigen Begebnisse zur harmlosen Unterhaltung hergeben. Ich konnte nur die belustigende Geschichte mittheilen, daß, als ich vor wenigen Tagen einer hochgestellten Dame eine nothwendige Visite machen wollte, mir der Diener meldete: „Ihre Excellenz, die Frau Vicekönigin, wären unwohl und nähmen keinen Besuch an!" —

11.

Der griechische Pferdekauf in Bayern. — Ritt nach Mycene. — Maurocordatos. — Der englische Gesandte Dawkins. — Die Wäscherinnen am antiken Waschtroge. — Das Grabmal des Agamemnon und die Schatzkammer des Atreus. — Karvathi, das jetzige Mycene. — Brittischer Vandalismus. — Dinér bei den Ruinen. — Die griechische Schönheit servirt für lüsterne Deutsche. — Das Wirthshaus zwischen Mycene und Argos.

Unsern vom Kapodistrias'schen Kaffeehause vor dem Landthore Nauplias findet man vom Morgen bis

zum Abend immer eine Menge Vermiether von Pferden, um sich dieser zu kleinern Ausflügen oder zu größern Reisen durchs Land bedienen zu können. Die Rosse sind klein und unansehnlich, so daß ein etwas Bauchbegabter sich kaum getraut, eins dieser dem Anscheine nach schwächlichen Thiere zu besteigen. Doch hier täuscht der Schein. Diese Pferde sind dauerhaft, gewandt im Bergsteigen, gehen in der Ebene entweder einen starken Paß oder Galopp, wozu sie von Jugend auf angehalten werden, da die Griechen selten im Trabe zu reiten pflegen, und nehmen, was das Futter betrifft, mit allerlei vorlieb, wofür sich ein deutsches Roß bedanken würde. — Obgleich die Regierung diese, für die Eigenthümlichkeiten des griechischen Terain's höchst brauchbaren Pferde um billige Preise in Menge im Lande bekommen hätte, so wurden dennoch im Monat Mai 1834 Offiziere nach München geschickt, um die, für mehrere Compagnieen des griechischen Fuhrwesens benöthigten Pferde in Bayern aufzukaufen. Dieß geschah denn auch und zwar um die in Bayern gebräuchlichen, hohen Preise. Bis Anfang des Jahres 1835 standen die Pferde in der Umgegend von München, fraßen theures Futter, und dann wurde der erste Transport nach Griechenland abgesandt. In Corfu angelangt, erhielt der, den Transport führende Offizier von der Regentschaft oder vom Kriegsministerium — was übrigens auf eins herauskommt — den Befehl: „die Pferde in Corfu á tout prix zu verkaufen, da man eingesehen, daß man die deutsche Raçe in dem felsigen Griechenland nicht brau-

chen könne und zu dem Fuhrwesen griechische Pferde benutzen werde. — Diese Einsicht kam etwas zu spät, was der Regentschaft öfters passirte. Mit dem zweiten, noch in München befindlichen Transport, sollte dasselbe gemacht werden; die nach Griechenland abgehende Mannschaft benutzte die Pferde noch zur Fahrt nach Triest, wo sie dann an den Meistbietenden losgeschlagen wurden. Man rechne den hohen Ankaufspreis dieser Pferde in Bayern, die ungefähr dreiviertel Jahr lange Fütterung derselben, die Schiffstransportkosten bis nach Corfu, und dagegen den Spottpreis, um welchen sie wieder losgeschlagen wurden, und bedenke, welch' bedeutende Summe „durch die verspätete Einsicht der hohen Regentschaft" das arme, ausgesogene Griechenland verlor.

Wir wenden uns von dieser kurzen Abschweifung wieder zu den griechischen Pferdeverleihern vor dem Landthore Nauplias. Schön ausstaffirt, wie ein Gentleman es vielleicht verlangen würde, sind nun freilich die kleinen Thiere nicht. Sie tragen entweder nur einen hölzernen Sattelbock mit einer schmutzigen wollenen Decke bedeckt, woran vermittelst Stricke ein paar hölzerne Steigbügel baumeln, — oder sie präsentiren dem deutschen Reiter einen, für ihn ungewohnten türkischen Sattel mit hoher Vorder- und Rücklehne und schaufelförmigen, ungeheuern, eisernen Steigbügeln. Dazu gehört dann ein Zaum von Stricken. Gewöhnliche englische Sättel habe ich nur auf zwei Pferden bemerkt, doch waren sie in so desolaten Umständen, daß sie trefflich mit den übrigen Ruinen Griechenlands

harmonirten. — Naht sich dieser Versammlung von vier- und zweifüßigen Griechen ein Fremder in nicht-griechischer Tracht, so vermuthen die Leutchen gleich, daß der „Bavarese“ — Bayer, wie jetzt alle Ausländer, mögen sie aus einem Lande seyn, aus welchem sie wollen, genannt werden — zu Pferde auf einige Zeit dem übelriechenden Nauplia entfliehen will, und nun erhebt sich ein anerbietendes Geschrei: „Kirie! (Herr!) nach Argos, nach Mycene, nach Tripolitza, nach Corinth,“ und wie die ehemaligen Herrlichkeiten alle heißen mögen. Dann schwingen sich auch wohl ein paar Bursche auf ihre Pferde und suchen, indem sie einige hundert Schritte im gestreckten Galopp dahinjagen, zu beweisen, daß ihre Rosse die besten sind.

An einem schönen Morgen ging ich mit zwei hanövrischen Offizieren, — von denen der eine, Herr von Hane, schon seit dem Jahre 1822 in Griechenland lebte und gekämpft, auch die Insurrection in Candia mit organisirt, jetzt aber noch immer es nicht dahin gebracht hatte, daß ihm die Regentschaft eine, seinen Verdiensten angemessene Stelle gegeben — aus der Stadt, um einen Ausflug nach dem alten Mycene zu machen. — Wir verstanden es schon so ziemlich, den übertriebenen Forderungen der Griechen zu begegnen, und gegen Erlegung von fünf Drachmen (ungefähr $1\frac{1}{6}$ Thaler preußisch) für's Pferd, bestiegen wir die kleinen Thiere sehr leicht ohne Hülfe der Steigbügel, da wir sämmtlich von der Natur mit langen Beinen begabt sind. So galloppirten wir denn, ein Pferd hinter uns, auf das wir den Bedienten nebst verschie-

denen Eß- und Trinkwaaren geladen hatten, lustig die Straße nach Tirynth fort. Von diesem Orte führt ein kleiner Weg, sich vom Meere entfernend, links in die große Ebene von Argos hinein. Das Getreide stand schon ziemlich hoch und wunderlich kam es uns vor, daß Pferde darin weideten. — Das Landvolk ist nämlich von jeher daran gewöhnt, daß ihm, unter Benennung von Zehnten, von den Einnehmern der Regierung die Frucht abgepreßt wurde. — Da auf diese Art die Erndte ihre Mühe und Arbeit nicht belohnte, und sie dasselbe auch jetzt noch — sey es mit Recht oder Unrecht — fürchteten, so zogen sie wenigstens von der Aussaat so viel Nutzen wie möglich, indem sie gegen billige Vergütung Pferde von Fremden in ihren Getreidefeldern weiden ließen. Bei den Türken ist es ihnen, wie die Landleute selbst erzählen, in dieser Hinsicht nicht so schlimm geworden, wie in der Zeit, in welcher Maurocordatos Finanzminister war; unter diesem Fanarioten ist die Plackerei aufs höchste gestiegen gewesen und die sogenannte Zehnten-Einnahme als offenbare Plünderung ausgeführt worden. Maurocordatos wird, wie alle Fanarioten von keinem einzigen Griechen geliebt, da ihm, wie allen jenen konstantinopolitanischen Intriguanten, an dem Glücke des Landes nichts, an seinem eigenen Vortheil aber alles liegt. Sein einziges Streben seit seiner Ankunft auf hellenischem Boden ging dahin, Griechenland — natürlich gegen gewichtige Vergütung — den Engländern in die Hände zu spielen, die es als treffliche Zugabe zu den jonischen Inseln, Malta und

Gibraltar wohl brauchen würden. — Es ist bekannt, auf welche Weise während der Revolution Maurocordatos gegen Demetrius Hypsilanti, einen der trefflichsten und uneigennützigsten Charaktere Griechenlands verfuhr, um diesen, der alles für sein Vaterland geopfert hatte, zu stürzen und die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen. Schon im Jahr 1822 bettelte er durch kriechende Speichelleckerei um Englands Wohlwollen, und ließ sich sogar nicht durch die Grobheit Maitlands zurückschrecken, der besonders großes Vergnügen daran fand, über den imaginären Fürstentitel des Fanarioten zu spotten. Als nach dem Congreß von Verona das englische Cabinet sich in die griechischen Angelegenheiten mischen zu wollen schien, benutzte es die Anerbietungen des Maurocordatos, der in seiner ganzen Handlungsweise sich als Agenten Englands zeigte und eine Intrigue nach der andern ausführte. Den größten Schandfleck lud er wohl auf sich, als er in der Mitte des Jahres 1825, wo der Stern Griechenlands ganz zu erbleichen schien, durch eine eigenmächtige, parteiische und die Nation entehrende Urkunde, Griechenland unter Englands Schutz zu stellen wagte. Unter den eilf Gründen, welche — wie Maurocordatos, nicht die Griechen, angeführt hatte — es nothwendig machten, das Land unter den Schutz Großbrittaniens zu stellen, war auch unter Nr. 7. folgender angeführt: „daß die großbrittanische Regierung „allein, die so glücklich ist, über ein freies Volk zu „herrschen, die Neutralität streng und in ihrem gan„zen Umfange beobachtet und es verschmäht hat, gleich

„den Andern, in Griechenland, Konstantinopel und „Aegypten zu machiniren.“ — Nun liegt uns aber ein ausführliches Verzeichniß der Schiffe und der Capitains vor, sechs und zwanzig an der Zahl, die unter „englischer Flagge“ Ibrahim, dem Sohn Mehmed Ali's, auf seiner Expedition gegen Morea, ihre Dienste anboten, und ihn auch wirklich begleiteten. Ein Beweis, daß Maurocordatos nicht allein Intriguant, sondern auch unverschämt genug war, indem er jenen Artikel, von der „strengen Neutralität Englands“ niederschrieb. — Brave Männer, denen das Wohl Griechenlands mehr am Herzen lag als dem feilen Fanarioten, unter andern: der Philhellene Jourdain, dann der damalige Justizminister Graf Theotokos, Johann Soutzo und Georg Enian, verbunden mit Koletti, Karaiskakis und Guras, die sich diesem Beginnen des sogenannten „Fürsten“ Maurocordatos widersetzen wollten, wurden von ihm arretirt und mit Ketten belastet in das bei Nauplia belegene Hafenfort Burdschi eingekerkert. — Die Griechen nannten jenen Akt öffentlich nur den „Kaufkontrakt,“ und nur die Entschlossenheit braver Männer, die dem englischen Agenten Maurocordatos muthig die Spitze boten, konnte damals Griechenland vom Verderben retten. —

Als im Anfange des Jahres 1834 die Regentschaft einsah, daß nur die Entfernung des englischen Gesandten Dawkins, des alten Unheilstifters in Griechenland, Ruhe und die Verschmelzung der Parteien herbeiführen konnte und der Regentschaftspräsident nur

ungern seine Zustimmung dazu gab, von dem brittischen Cabinette die Abberufung des ihm befreundeten Dawkins zu verlangen, wußte es Maurocordatos, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so zu arrangiren, daß man mit dieser Sendung einen ganz unfähigen, ununterrichteten Mann: Trikupis beauftragte, der sich in seiner Stellung dermaßen in London compromitirte, daß das dortige Cabinet den Dawkins nicht nur auf seinem Posten beließ, sondern ihm auch noch seine Zufriedenheit mit seiner Geschäftsführung zu erkennen gab. — Wie unpassend Dawkins, der nun erst, Dank seinem Freunde Maurocordatos, recht triumphirte, sich bald darauf bei der Gratulations-Cour an König Otto's Geburtstag benahm, wo er als der am längsten in Griechenland anwesende Gesandte, im Namen des ganzen diplomatischen Corps den Monarch begrüßen sollte, statt dessen aber stumm blieb und sowohl den König, als auch seine Collegen mit spöttischem Lächeln ansah, ist aus öffentlichen Blättern bekannt geworden. Wohl wäre es Pflicht des Regentschaftspräsidenten gewesen, einen solchen Schimpf zu ahnen; statt dessen fand dieser aber es für besser, wenige Tage darauf einen Ball bei Dawkins zu besuchen und auch den jungen König dazu zu bereden.

Immer verhaßter machte sich Maurocordatos in der Revolution bei dem griechischen Volk durch seine Intriguen, durch welche er anerkannt wackre Vaterlandsvertheidiger zu stürzen suchte. Endlich wurde er im Jahre 1827 angeklagt und ihm auch bewiesen: „daß er die Interessen des Vaterlandes verrathen,

durch seine Streitigkeiten mit Koletti, Ibrahim die Thore Griechenlands geöffnet, die Staatseinkünfte an seine Anhänger vergeudet, dann im Jahre 1824 ohne Auftrag von der Regierung eine Anleihe eröffnet, mehreremale Wechselbriefe im Namen, aber ohne Wissen der Nation unterschrieben, und den Einwendungen wackrer Männer mit Gewaltthätigkeiten (wie oben bereits bemerkt worden) begegnet sey." Verachtet irrte er von Insel zu Insel. Demetrius Paulides, ein Mann von vieler wissenschaftlicher Bildung und erhabener Denkungsart, der mehreremale Maurocordatos offen über sein unpatriotisches Benehmen zur Rede gestellt hatte, von diesem deßhalb aber aufs Bitterste verfolgt wurde, fällt über ihn folgendes Urtheil:

„Mögen die Lobredner des Maurocordatos ihm „den Namen des griechischen Washington geben, so „zeigen doch seine Handlungen, daß er nur ein ab„gefeimter Betrüger ist, der die Schätze der Nation „unter jene vergeudete, die ihn mit falschem Lob er„heben sollten!"

Diese allenfalls kurzweiligen Bemerkungen sind hier eingeschaltet worden, weil der Weg, der von Tiryuth durch die argivische Ebene führt, sehr langweilig ist. Hin und wieder trifft man einen einzeln stehenden Baum und so ritten wir in der schon bedeutend unangenehmen Sommerhitze bis zu einem, aus wenigen Hütten bestehenden Dorfe, bei welchem links vom Wege die Grundlage und einige Stücke von Säulenfüßen eines Tempels zu sehen sind. Ein ungefähr drei Fuß hohes Marmorstück eines Säulenschaftes,

das oben ausgehöhlt war, stand vor einer Hütte und diente einer Frau, um soviel wir bemerken konnten, Getreide auf sehr einfache Arl darin zu mahlen, indem sie es mit einem Steine nur zermalmte. Ein anderes liegendes Säulenstück war zu einem Waschtroge umgestaltet, indem es der Länge nach auf einer Seite ausgehöhlt war. Was es dadurch an Rundung verloren hatte, prägte sich auf der untern Fußparthie einer jungen Wäscherin desto derber und kräftiger aus.

Von diesem Dorfe aus naht sich der Weg mehr dem rechts liegenden Gebirge, längs dessen Fuß wir hinritten und auf der mit bunten Blumen, besonders mit wildem, im schönsten Roth blühenden Mohne bedeckten grünen Fläche wir gewiß zehn größere und kleinere Schildkröten antrafen, die hier mit langsamem, bedächtigen Schritte ihre Morgenpromenade machten. Diese Thiere würden hier eine ergiebige Ausbeute für europäische Gourmands geben. Die Griechen essen sie, so viel ich weiß, nicht, da sie sie als unreine Thiere betrachten. Mir kamen sie weniger unrein, als mancher Grieche vor.

Von hier erhebt sich der Boden allmählich und ein links liegender Hügel, bei welchem ein Bursche seine Schafe weidete, wurde uns von unserm philhellenischen Freunde als das Grabmal des Agamemnon bezeichnet. Begierig, dieß zu den ältesten griechischen Denkmälern gehörige zu sehen, sprangen wir von den Pferden und gingen die wenigen Schritte bis zum Eingang. Es ist wahrscheinlich, daß dieses, in der Form einer runden Pyramide erbaute Gewölbe früher

frei dagestanden hat, jetzt ist es rund umher bis zur Spitze mit Erde beschüttet, so daß man vorbeigehen kann, ohne zu vermuthen, welche Denkwürdigkeit da verborgen liegt. Jetzt führt der Eingang abschüssig zwischen zwei Erdwänden hinab und wir gelangten zu einer Thür, die, wie bei den ägyptischen Gebäuden, oben schmaler wie unten ist. Wir treten hinein und befinden uns in einem runden, oben spitz zulaufenden Raume, der sein Licht von oben durch eine Oeffnung erhält, und dessen Boden mit Schmutz und Unrath bedeckt ist. Das Material besteht aus kolossalen Steinquadern, unter welchen sich ein über der Thüre befindlicher Stein durch seine Größe auszeichnet. Er ist nämlich 27 Fuß lang, 17 Fuß breit und 5 Fuß dick, und liefert wieder den Beweis, daß die Bauleute der Alten muskulöser und kräftiger, wie unsre jetzigen Maurer gewesen seyen, oder daß sie treffliche Maschinen gehabt haben müssen, durch welche sie diese enormen Lasten übereinander thürmten. — Das Innere der Pyramide ist unten 47 Fuß breit, die Höhe beträgt 50 Fuß. Die Steine sind geschwärzt durch die Zeit und den Rauch, da bis vor kurzem wenigstens zehn arme, griechische Familien in diesem „Grabmale" ihre irdische Wohnung aufgeschlagen hatten. Eine Menge deutscher, griechischer, englischer und französischer Namen finden sich — wie z. B. an den Felsenwänden der sächsischen Schweiz — hier auf die Steine gekratzt, gemeißelt, mit weißer und rother Farbe geschrieben. Eine wohlfeile Verewigung! — In den Wänden sieht man noch einzelne Bronzenägel, ein

Zeichen, daß vermittelst dieser vermuthlich Marmortafeln oder Basreliefs befestigt waren. — Tritt man in das Innere dieser Pyramide, so führt rechts eine Thür in einen zweiten Raum, der, soviel uns die Dunkelheit zu bemerken erlaubte, nur von geringerem Umfange ist. Eine Stelle des Pausanias, so wie die Sitte der Herrscher jener grauen Vorzeit, ihre Schätze in unterirdischen Gewölben aufzubewahren, mögen Veranlassung gewesen seyn, dieß zweite kleinere Gewölbe mit dem Namen: „Schatzkammer des Atreus" zu belegen. Das Gebäude war richtigerer Meinung nach vielleicht zu einem ägyptischen Gottesdienst bestimmt, den Ansiedler aus den Gegenden des Nils hier ausübten. Wenigstens deutet darauf die Bauart des Denkmals hin, das in seiner ganzen Construction, so wie in seinen einzelnen Theilen die größte Aehnlichkeit mit den Monumenten in Aegypten darbietet. Aeschilos bezeichnet es in seinen Choëphoren als das Grab des Agamemnon. Eine dichterische Phantasie würde vielleicht in stiller Mitternacht den Schatten des von Weib und Sohn Gemordeten sich aus der Erde Schooß erheben sehen, die Seufzer der von den Eumeniden gegeißelten Mörder hören. Jetzt ist von dem allen nichts zu spüren, da sich wenige Dichter hieher verirren. Die gelehrten Regentschafts-Secretaire und dergleichen königlich griechische Staatsbeamte, die öfter Ausflüge nach diesem Orte machen, sind, so weit ich die Ehre gehabt habe, sie kennen zu lernen, recht gute, prosaische Leutchen, die nur das einzige bedauern, daß bis jetzt noch kein industriöser Grieche auf den Einfall ge-

kommen, in Agamemnons Grabmal eine „Bayersche Bierschenke" anzulegen. — Wenn Chateaubriand erzählt, daß er hier in der Nähe auch die Grabmäler des Aegisth und der Clytemnestra gefunden habe, so muß sich dieser sonst so achtungswerthe Reisende geirrt haben, da man jetzt nicht das Geringste davon sieht. —

Einige griechische Bauern, die, während wir uns in dem Gewölbe aufhielten, herbeigekommen waren, wußten eben so wenig von „Agamemnons Grabmal" etwas, wie von dem nahen „Mycene." Nicht einmal der Name der Ruinen dieser Stadt hat sich bei den jetzigen Hellenen erhalten, sondern sie werden von ihnen: „Karvathi" nach dem nahbelegenen Dorfe benannt. Während wir uns wieder zu Pferde setzten, um von Agamemnon's Grabe nach seiner Stadt zu reiten, schickten wir einen Burschen nach dem Dorfe, um uns von dort ein Dutzend gesottene Eier zu bringen, da uns diese in unserm mitgenommenen Speisemagazin fehlten.

Ein Umkreis von fast einer halben Meile umfaßt eine Menge Steinhaufen, andeutend, welch bedeutender Ort für jene Zeit Mycene gewesen seyn muß. Auf einem sich sanft erhebenden Berge, der von der andern Seite ganz schroff abgeschnitten ist und hier von einem brausenden Bergstrom bespühlt wird, liegen die Trümmer der alten Burg. Das Thor, das von der sanft aufsteigenden Seite in die Stadt führt, ist eins der ältesten und dabei der schönsten und wohlerhaltensten Denkmäler Griechenlands. Der Eingang

ist viereckig, nach oben zu schmäler. Oben darauf präsentirt sich dem Beschauer eine dreieckige Steintafel, auf welcher en basrelief in der Mitte sich eine Säule erhebt, die von zwei auf den Hinterfüßen stehenden Löwen mit den Vorderfüßen gehalten wird. Das Ganze von neun Fuß Höhe und auf der Grundfläche eilf Fuß breit, ist, abgesehen von seinem hohen Alterthum und der trefflichen Sculptur, auch deßhalb merkwürdig, weil es ganz die Form der jetzigen Wappen hat, zu welchem die beiden Löwen als Schildhalter gehören. — Lord Elgin, der räuberische Engländer, der so viel Treffliches aus Griechenland gestohlen und nach seiner Nebel-Insel geschleppt hat, hat auch an diesem Denkmal seinen Vandalismus ausgeübt, indem er den obern Theil mit den beiden Köpfen der Thiere abnehmen ließ, um es im londoner Museum aufzustellen. Elgin hat mit der Zeit und den Türken gewetteifert, Griechenlands Alterthümer zu zerstören und zu rauben. Ein Midshipman eines englischen, in Griechenland stationirten Schiffes, lieferte vor Kurzem ein treffliches Seitenstück. Er befand sich nämlich gerade auf der Akropolis von Athen, als ein wohlerhaltener Kopf (es soll der eines Apollo gewesen seyn) ausgegraben wurde. In englischer Brutalität und vermuthlich durch Grock begeistert, hieb der edle Sohn Albion's mit seinem unblutigen Schwerdt dem Kopfe die Nase ab. Der Bursche hätte dafür Ruthenstreiche auf den H— — verdient, da aber nur Beamte der Regentschaft gegenwärtig waren, so belachten sie diese „englische Naivität.“ — Der Befehlshaber der

englischen Escadre, der es erfuhr, benahm sich dabei wie ein wackrer Mann, indem er den seemännischen Vandalen dazu verurtheilte, den Schaden auf seine Kosten repariren zu lassen und ihn dann noch dadurch bestrafte, daß er zwei Jahre lang nicht vom Schiffe ans Land gehen durfte.

Wir kletterten über das Thor, da der Eingang durch dasselbe von herabgerollten, großen Steinen versperrt ist, in das Innere der Burg, die ringsum von an einigen Stellen wohlerhaltenen cyclopischen Mauern umgeben wird. Der Boden zeigt noch Grundlagen von Gebäuden und zwei wohlerhaltene Cisternen. An der andern Seite des Berges führt nach dem Flusse hinab ein kleines Thor, in dessen Steingesims man deutlich die Vertiefungen bemerkt, in welchen sich die Angeln und Schlösser befunden haben. Der Boden unter diesem Thor besteht aus großen Felsblöcken, in denen man Spuren von Wagengeleisen bemerkt. — Nachdem wir eine Stunde dazu angewandt hatten, um alles, was noch zu sehen war, zu sehen und den belehrenden Mittheilungen unseres hier bekannten Freundes recht viel Interessantes verdankten, begaben wir uns durch das Löwenthor zurück auf den von einigen Bäumen beschatteten Platz vor der Burg, wo uns indeß unser Diener auf dem Rasen das Mahl servirt hatte. Einige Schritte davon hatte sich eine andere Gesellschaft gelagert, aus jüngeren Diplomaten bestehend, die den neuen Ankömmling, Grafen Ney, Secretär bei der französischen Gesandtschaft, die alten Wunder Griechenlands zeigen woll-

ten. Unsere Tafeln, d. h. die Schüsseln auf dem Erdboden wurden näher zusammen gerückt und Russen, Franzosen, Deutsche und Neapolitaner hielten nun ein gemeinsames frohes Mahl. Als Zuschauer hatten sich bald eine große Menge Eingeborner: Schäfer, alte Weiber, Kinder und Hunde versammelt, die insgesammt mit gierigen Blicken auf unsern gesunden Appetit herabblickten. Wir theilten, soviel es unser Vorrath erlaubte, den vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen mit, und erndteten dafür Dank in Masse ein. Eine alte Frau, die uns von ihren Landsleuten als eine über hundert Jahre Zählende bezeichnet wurde und wenigstens eben so viel Runzeln in dem wirklich megärenartigen Gesicht zeigte, erzählte uns mit der Geläufigkeit, die der zahnlose Mund gestattete, allerlei, was wir nicht verstanden und nur dann und wann mit einem: „Kalo! kalo! — schön! schön! — unterbrachen, das von unserer Seite als Beschwichtigungsmittel ihres Redeflusses angewandt wurde, von ihr aber als Billigungsausruf betrachtet wurde, und daher die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Ein schaudererregender, komplett polizeiwidriger Anblick war ihr von den Lumpen, die den übrigen Körper bedeckten, entblößter Busen. So etwas Schreckliches war uns in unserer Praxis noch nicht vorgekommen; beinahe verloren wir darüber den Appetit an dem homerischen „leckerbereiteten Mahle." — Ueber die Reste unsers Diners stürzten, als wir uns erhoben, unter Balgen und Geschrei die ganze saubere Gesellschaft, jeder Knochen, der ins Gras geworfen, wurde von

Menschen und Hunden noch einmal mit großer Begier benagt. — Das sind die Nachkommen der Griechen, die wir als Muster der Gesittung, der Cultur und der Körperschönheit zu bewundern gewohnt sind! Wie rasch schwindet die Begeisterung bei dem, der an Ort und Stelle sah, nicht wie es war, sondern wie es ist.

Den Rückweg traten wir über Argos an. Von Karvathi bis zu jener Stadt führt die beinahe zwei Meilen lange Straße durch eine öde, fast ganz baumleere Ebene, auf welcher man rechts und links nur manchmal eine erbärmliche Hütte erblickt. In einer von diesen, die ein Wirthshaus vorstellt, kehrten wir ein, tranken Wein, der in Schläuchen aufbewahrt war, und aßen dazu Brod und Feigen. — Auf einem ausgebreiteten Teppich lagerten drei Palikaren, ihre Pfeife rauchend, bei denen wir Platz nahmen. Es waren Anhänger des alten Kolokotroni, wie alle Moreoten, die er so oft zur Schlacht und zum Siege geführt hatte. Als sie hörten, daß wir keine „Bavaresi" wären, sprachen sie sich mit großer Erbitterung darüber aus, wie man gegen ihren alten Chef verfahre. Die später entstandenen Moreotischen Aufstände, die Unsicherheit, die in der Halbinsel noch jetzt fortdauert, beweisen, daß die Griechen doch nicht immer nur allein mit Worten zu Felde ziehen. Möchten denen, die nicht sehen wollen, nur nicht mit der Zeit etwas unsanft die Augen geöffnet werden!

In Argos wurde wieder einige Stunden gerastet und mit der Nacht langten wir in Nauplia an.

12.

Corinth. — Paulus an die Corinther. — Wie war Corinth und wie ist es jetzt?

Von dem Dorfe Karvathi oder den Ruinen von Mycene führt der Weg nach Corinth, insofern man unter Weg nichts anderes versteht, als enge Felsenpfade, die mit Sicherheit nur ein griechisches Pferd, oder dito Esel überklettern kann. — Der fernwohnende Europäer wird bei der Lesung des Namens von Corinth freudig bewegt. Vor seinem Blicke schwebt die kunstbefördernde, prachtvolle Stadt, — steigen ihre Tempel, Theater und Wasserleitungen auf. Im lebendigen Farbenglanze schimmern ihm die Gemälde eines Apelles entgegen, blinken die kostbaren Weihgefäße, prangen die Statuen der Götter und die herrlichen Säulengänge. Sein Ohr glaubt geistvolle Worte aus dem schönen Munde der Lais, jener berühmten Hetäre des Alterthums, zu vernehmen. Zauberische Bilder steigen überall herauf und entzücken Geist und Herz. — Das war Corinth! — was ist es jetzt? — Das Auge erblickt einen wüsten Schutthaufen, aus dem sich vierzig bis fünfzig armselige Hütten erheben. Ueber diese thront die Burg Akrokorinth auf einer 1800 Fuß hohen, jähen Anhöhe, die höchste ihrer griechischen Mitschwestern, deren Lage noch jetzt sie zu eins der stärksten Bollwerke Griechenlands macht. Im December 1833 lag dort oben eine Besatzung von National-Truppen, die im Sommer vor-

her auf die Einladung der Regentschaft Dienste genommen hatten. Man hatte ihnen, als sie eintraten, freigebig leinene Jacken und eben solche Pantalons gegeben, was für die Hitze nicht übel war. Nun kam aber der Winter und die Leute froren auf ihrer hohen, luftigen Burg gewaltig, weil man ihnen für diese Jahreszeit wohl wärmere Kleidung versprochen, aber nicht gegeben hatte. — „Hungern und frieren können wir ja auch zu Hause und dürfen uns nicht im strengen Dienste abquälen!" meinten die Leute und gingen, ohne der Regentschaft Visitenkarten zum Abschiede zu schicken, von Akrokorinth dahin, wo sie hergekommen. Das war nun freilich Desertion, aber eine gezwungene, leicht zu entschuldigende.

Die erste Zerstörung Corinth's geschah durch den Römer Lucius Mummius. Apelles Meisterwerke wurden damals von den römischen Soldaten unter sich verlost, ähnlich wie jetzt etwà die Bilder in deutschen Kunstvereinen. Die prachtvollen, goldenen Gefäße und andere transportable werthvolle Sachen wurden nach Rom geschleppt. — Cäsar baute die Stadt aus ihren Trümmern wieder auf und sie wurde aufs neue eine reiche, schon allein durch den Verkauf der im Schutt aufgefundenen Kostbarkeiten nach Rom. Vielleicht ist es Manchem unbekannt, daß Dionys der Jüngere in Corinth das war, was in neuerer Zeit der Herzog von Orleans in der Schweiz, nämlich Schulmeister. Die beiden Herren haben eine gute Carriere gemacht: der Erste wurde Tyrann von Syrakus und der Andere, nicht auf geraderem Wege,

König der Franzosen, wie er sich noch bis auf den heutigen Tag zu nennen pflegt.

Die Zeit und die Menschen haben jetzt Corinth zu einem erbärmlichen Orte herabgebracht. Aber die Umgebung ist großartig geblieben, wie sie war. Man steige hinauf zu der Akropolis und ein unermeßliches Panorama zeigt sich dem Auge. Man setze gefälligst eine Phantasiebrille auf die Nase und man wird glauben, noch die herrliche Stadt zu seinen Füßen zu erblicken, den westlichen Hafen Lechäum und den östlichen Kenchräa, die, wenn auch jetzt nicht mehr durch große Flotten, so doch durch kleine Trechandinen mit dreieckigen, lateinischen Segeln bedeckt werden. Der Blick überfliegt den Isthmus, auf dem freilich nicht mehr in den isthmischen Spielen der leyertragende Apoll verherrlicht wird, und das Volk nicht mehr zu dem „Kampf der Wagen und Gesänge" herbeiströmt. Statt der Lorbeerkränze, die der Grieche dort errang und die er höher als eine Königskrone schätzte, deckt jetzt freilich sein Haupt nur der schmutzige, rothe Fez. — Aber wie ehemals schimmert Himmel und Erde in herrlichem Azur, und aus weiter Ferne blicken die Gipfel des Parnaß und Helikon herüber. Jene schwachen Umrisse, die fast mit dem Blau des Horizonts verschwimmen, sind sie nicht die Säulenhallen der Akropolis von Athen? — Von Westen her, aus Sicyon nahen weibliche Gestalten, — doch nicht die schönen Sängerinnen und Tänzerinnen des alten Sicyon's sind es, die, berühmt durch ihre allerliebsten Stumpfnäschen, einst manchem Corinther Kopf und Herz

verdrehten, — es sind schmutzige Weiber, reizlose Mädchen, ein Gemisch italienischer, egyptischer, türkischer und griechischer Raçe.

Ein vormaliger, deutscher Student, der als königlich griechischer Füselier hier oben auf Akrokorinth aus seinen schönen Träumen von Griechenland zum nüchternen, moralischen Katzenjammer erwacht war, bemerkte nicht unwitzig zu uns, „daß er jetzt wisse, warum Paulus seine Episteln an die Corinther geschrieben hätte, denn persönlich in ein solches Schmutznest zu gehen, wäre dem heiligen Apostel doch nicht zuzumuthen gewesen!“ — Auf das jetzige Corinth wenigstens paßte der Witz nicht übel.

So war Corinth, so ist es jetzt! — So war Griechenland, so ist es jetzt!

13.

Die griechische Geistlichkeit. – Saubere Mitglieder derselben. – Die Mainottische Taufe und die Herren Gevattern. – Etwas über das Wirken und Nichtwirken der Regentschaft. – Ueber die Colonisation in Griechenland. – Der deutsche General Schmalz und die griechischen Majore Soutris und Deligiorgopulos. – Ein deutscher Lieutenant bläst in puris naturalibus die Flöte und seine Soldaten tanzen.

Ein Grieche, der den Lord Byron auf seiner Reise durchs Land begleitete, vor jeder Kirche sein Kreuz machte und jeden Geistlichen, der nicht gleich

jedem Verlangen genügte, tüchtig durchprügelte, meinte, als Byron ihm darüber Vorwürfe machte: „Das thut nichts, unsere Kirche ist heilig, unsre Geistlichen sind Schufte!" — Das läßt sich auch noch bis zur heutigen Stunde auf die griechische Geistlichkeit anwenden, denn größere Taugenichtse als diese Schwarzröcke — Ausnahmen kommen natürlich vor, wo freilich die Regel herrschen sollte — giebt es wahrlich nicht. Alle Reisende stimmen in diesem Urtheil überein. Daß sie äußern Prunk und Aufwand zur Schau tragen, kann man nicht sagen, denn größtentheils sind sie schmutzige, unsaubere Gesellen. Ihre Lebensart ist einfach, selbst bei den höhern Geistlichen, die alle aus den Klöstern hervorgehen. Diese, insgesammt der Regel des heil. Basilius angehörend, trifft man selten in Städten, sondern größtentheils in einsamen Gegenden. In ihnen trifft man die krasseste Unwissenheit — selbst das Lesen ist nicht die Sache aller Geistlichen, — und daneben noch den Ehrgeiz, das Streben sich allmählich zu den höchsten geistlichen Würden emporzuschwingen. Sollten Verbrechen nöthig seyn, um dazu den Weg zu ebenen, so scheut man auch diese nicht. Während meiner Anwesenheit begab sich in Nauplia folgendes: Ein Geistlicher, der die Aussicht hatte, bei dem Tode seines Vorgängers in dessen höhere Stellung einzurücken, vergiftete diesen im Altarkelche, als der alte Mann denselben beim Abendmahl leerte. Wenige Stunden darauf starb er mit den untrüglichsten Zeichen der Vergiftung, nachdem der Sterbende seinen Colle-

gen als Mörder bezeichnet hatte. Dieser wurde eingezogen und als ich von Griechenland abreiste, dauerte der Prozeß gegen ihn noch fort, der aber nicht öffentlich, wie gewöhnlich, sondern bei verschlossenen Thüren geführt wurde. Sollte das Schonung seyn, so war sie hier sehr überflüssig.

Mit dem Ehrgeiz paart sich bei dem griechischen Geistlichen noch die Habsucht. Der Patriarch brandschatzt den Metropoliten, dieser die Bischöfe und diese wieder die Kloster- und Weltgeistlichen. Diese letztern dürfen sich verheirathen, sind aber vom Staate gar nicht besoldet, weshalb sie sich und ihre Familie wie Hirten und Bauern ernähren müssen; da dies aber nicht ausreicht, oder ihrer Faulheit nicht zusagt, so liegt es in ihrem Interesse, das Volk in Dummheit und Aberglauben zu erhalten, selbst Verbrechen zu begünstigen, um daraus Vortheil zu ziehen. Gegen baare Bezahlung ertheilt der griechische Priester für Alles Ablaß, höchstens dafür nicht, wenn man die strengen österlichen Fasten gebrochen, oder während derselben Gemeinschaft mit seiner Frau gehabt hat. Solche Sünden finden keine Vergebung. Statt dessen dürfen sich aber die Männer eines Surrogats, nämlich der allgemein verbreiteten Knabenliebe bedienen, ein Vergehen, das der Priester bei der Beichte für ein paar Drachmen leicht und gern verzeiht. Der Reliquienhandel, das Teufelaustreiben und dergleichen Kunststücke werden auch recht tüchtig praktizirt. — Die Räuber in den Gebirgen und auf der See haben gewöhnlich einen Priester bei sich, der sie absol-

virt und den Raub theilt. — Die Mainotten werden von den andern Griechen gewöhnlich „Gevattern“ genannt, und zwar aus folgendem Grunde. Begegnet in jenem spartanischen Klephtenlande ein Mainotte einem besser als er selbst gekleideten und schlechter bewaffneten Fremden, so empfindet er gleich ein solches Uebermaß von Freundschaft für ihn, daß er sich auf der Stelle ein Andenken von ihm ausbittet, nämlich Alles, was er an und bei sich trägt, mit Ausnahme des Hemdes. Fällt es dem Fremden ein, diese Forderung unangemessen zu finden und sich deshalb zu widersetzen, so wird er jämmerlich geprügelt, an einen Baum gebunden und so seinem Schicksale überlassen. Das nennen sie die „mainottische Taufe.“ Da bei einer solchen heiligen Handlung aber der Priester auch nicht fehlen darf, so geht der Räuber nachher zur Beichte, erhält die Absolution und der Priester darf sich von dem Raube ein Stück nach Belieben wählen. Oft wird auch die Absolution schon vorher ertheilt. Für die Vergebung eines tüchtigen Verbrechens fordert der Priester dann auch wohl ein tüchtiges Stück Geld; der Grieche handelt nun mit ihm, und geht der Fordernde von seinem hohen Preise nicht ab, so wendet sich der Sünder an einen andern Priester, der die Sünden billiger taxirt.

Und wer ist Schuld an dieser Verworfenheit? Das Volk nicht, denn seine Ansichten sind von Vater auf Sohn und so fort vererbt, und Niemand hat sich Mühe gegeben, ihm bessere Begriffe beizubringen, am wenigsten aber die Priester, da diese gezwungen

sind, eben von der Verworfenheit des Volks zu existiren. Einmal wäre also dem Uebel zu steuern gewesen dadurch, daß man von Staatswegen die Pfaffen besoldete. Man weiß, daß der Grieche genügsam ist, daß ein solcher Priester sich glücklich schätzen würde, das feste jährliche Einkommen z. B. eines deutsch=griechischen Korporals zu beziehen. Ein paar hundert Soldaten weniger und dafür ein paar hundert besoldete Pfaffen wäre gewiß von ersprießlichern Folgen, als umgekehrt. Freilich hätte man genau über ihre Sittlichkeit wachen, überhaupt gute Männer dazu nehmen, allenfalls eine militärische Strenge gegen sie anwenden und wenn sie sich eines Fehls, eines Rückfalls in ihre frühere Verdorbenheit schuldig machten, unerbittlich gegen sie verfahren müssen. So hätte man durch die Priester auch auf's Volk gewirkt. — Dann aber gehören doch zu den ersten Bedürfnissen eines Landes, das man zur Civilisation führen will, „Schulen." Der verstorbene Graf Capodistrias richtete auf Bildungsanstalten hauptsächlich sein Augenmerk, legte überall Schulen an, besoldete die Lehrer hinreichend und man sah nach kurzer Zeit die besten Folgen solcher Einrichtungen. Was ist in dieser Hinsicht unter der Regentschaft geschehen? Nichts, ja weniger als Nichts, indem man nicht nur den Gemeinden bei ihrem Bestreben nach Unterricht gar keinen Beistand, Beitrag oder Ermunterung angedeihen ließ, sondern ihnen im Gegentheil alle Mittel und Einkünfte, aus welchen man hätte Schulen errichten können, entzog und zu andern Zwecken

— Anwerbung von ausländischem Militär, Ankauf ausländischer, für das Land untauglicher Pferde, Erbauung von Theater — verwandte. — An Verordnungen und Plänen fehlte es freilich nicht, wie z. B. in Nauplia ein Gymnasium in der Verordnung, ein Schullehrerseminar ohne Lehrer, in Mitte des Jahres 1834 (also nach anderthalbjähriger Anwesenheit der Regentschaft) bestand. Die von Capodistrias auf der Insel Aegina errichtete Schule hielt sich noch, nicht durch Unterstützung der Regierung, sondern durch den guten Willen und die Opfer der Lehrer, unter welchen wir nur mit anerkennendem Lobe des Herrn Ulrich aus Bremen erwähnen. — Die wenigen, in deren Händen jetzt der Schulunterricht liegt, sind Phanarioten, Griechen aus Konstantinopel, eine vom Volke verabscheute Menschenklasse, die der Jugend mit dem Unterricht auch zugleich ihre Schlechtigkeit und Intriguensucht einimpfen. Man hat auch einige fremde Philologen durch Versprechungen bewogen, nach Griechenland zu kommen. Damit ist es aber auch schief gegangen, einmal, weil viele dieser Leute eben so wenig in Griechenland als in ihrem Vaterlande brauchbar waren, dann aber, weil man die Brauchbaren und Fähigen so schlecht besoldete, daß sie entweder aus Mangel am Nothdürftigsten Griechenland wieder verließen, oder in irgend einer andern Branche unterzukommen suchten, wo der Gehalt wenigstens zur Fristung ihres Lebens ausreichte. Als der Umzug der Regierung von Nauplia nach Athen, von dem man schon länger als ein Jahr

gesprochen, wirklich statt fand, war Athen so wenig zur Aufnahme einer solchen großen Menschenmasse vorbereitet worden, daß die Soldaten dort wie in Feindes Land wütheten. Die dort bestehende Schule erfuhr auch die zarte Behandlung, daß man Lehrer, Schüler und die dazu gehörige Bibliothek auf die Straße warf und das Gebäude zur Aufnahme des Militärs einrichtete. Alle Hülfsmittel für den Unterricht fehlen, denn kaum ist eine Fibel mit dem ABC gedruckt worden. Wie sollen also Lehrer und Schüler gebildet, wie soll das Volk auf dem Wege des Unterrichts zur Gesittigung geführt werden? Doch gewiß nicht dadurch, daß man einen Minister des Cultus mit einer Menge Räthe und Schreibern eingesetzt hat, ihnen gute Besoldungen zahlt und erlaubt, daß sie silbergestickte Uniformen tragen dürfen!

Fügen wir hier noch einige Worte über die Colonisation in Griechenland hinzu. Es fanden sich einige deutsche Abgeordnete ein mit dem Vorschlage, eine bedeutende Zahl wohlhabender Familien vom Oberrhein und aus Schwaben nach Griechenland überzusiedeln; man wies ihre Vorschläge zurück, „weil man erst an die Griechen denken müsse, die vom türkischen Gebiet einzuwandern beabsichtigten.“ — Das wäre sehr gut gewesen, wenn man mehr als gedacht, nämlich gehandelt hätte. Es wurde den Kretensern gesagt, daß sie Port Tulon bei Nauplia, — den Ipsarioten Eretria, — den Samioten Landstriche auf Euböa, — den Chioten den Piräus zur Niederlassung erhalten sollten; von einer Hülfelei-

stung, einer Unterstützung war aber nicht die Rede, eben so wenig sprach man sich über die Zukunft dieser Leute aus. Obgleich man mit geringen Kosten einige Häuser in Chalkis hätte in bewohnbaren Stand setzen können, ließ man die armen Samier in Ruinen und auf freiem Felde, ausgesetzt dem ungünstigsten Herbstwetter, Mangel leiden. Man hatte ihnen Zollbefreiung von ihren mitgebrachten Produkten und Geräthschaften versprochen; als sie ankamen, fielen dennoch die Mauthbeamten wie Harpyen über sie her und verlangten Abgaben für die eingeführten Effekten. So wurden die Menschen behandelt, die Alles in ihrer Heimath verlassen, um nur unter dem Schutze einer milden Regierung zu leben. War es ihnen also zu verdenken, wenn sie wieder in ihre Heimath zurückkehrten, besonders da ihnen der Sultan die Zurückgabe ihrer Güter, Freiheiten, Verwaltung durch von ihnen selbst gewählte Behörden und dazu den Bewohnern von Chios noch freien Transito für die dort lagernden Waaren verkündete? — Aber selbst einheimische Griechen — seit der Ankunft der Regentschaft 9000 an der Zahl — zogen es vor, ihr Vaterland mit der Türkei zu vertauschen. Wahrhaft betrübend, daß die, welche mit ihrem Blute das Vaterland frei kämpften, gezwungen wurden, es zu verlassen, wenn sie nicht verhungern wollten, und sich freiwillig wieder unter das Joch zu beugen, das sie mit den größten Opfern abgeschüttelt hatten.

Wer will nach solchem Verfahren der Regierenden in Griechenland nun noch den Aufstand im Pe-

loponnes tadeln, der weiter nichts bezweckte, als durch rasche Erhebung des geliebten Königs auf den Thron das Vaterland vor ärgerer Mißhandlung zu retten, als es unter türkischer Herrschaft erduldet? Dafür ließ man den achtzigjährigen Mitropitropulos, einen der ausgezeichnetesten Helden des Freiheitskampfes, erschießen; man warf aus eben dem Grunde Nikitas in den Kerker — Nikitas, einen der edelsten Charaktere in der neuesten Geschichte Griechenlands, der einst mit dem Beinamen „Turkophag" in allen Liedern hochgepriesen wurde, indeß man den erbärmlichen Grivas, von dessen Schandthaten jeder Grieche mit Abscheu spricht, zum Stabsoffizier ernannte. Man verurtheilte die mit Narben bedeckten Majore Sounis und Deligiorgopulos zum einjährigen Gefängniß auf Anklage des General Schmalz, weil der eine bei dem lächerlichen Feldzuge in der Maina seine Stellung verlassen — eine Nothwendigkeit, die der mit dem Terrain bekannte Grieche besser erkannte, als der deutsche Herr General Schmalz —, der andere, weil er von den Insurgenten umringt, seine Leute hatte entwaffnen lassen. Wir haben aber nicht gehört, daß der bayerische Lieutenant auf ein Jahr in's Gefängniß geworfen worden ist, der auch, mit seiner Mannschaft von den Insurgenten umringt, sich entwaffnen, dann ganz nackt ausziehen ließ, und den Befehl der Sieger befolgend, auf der Flöte einen Walzer blies, nach welchem seine Leute tanzen mußten.

14.

Furchtlosigkeit der Griechen vor dem Tode. — Der Guillotinirte. — Die Percussionspistole mit Versicherung. — Wie die Griechen im Pulvermagazine Patronen füllen. — Die blinden und verstümmelten Bettler. — Griechische Heilkunde. — Ruffiano's. — Schimpfformel und Aberglauben der Griechen.

Aus der Art, wie die Griechen sich im Gefecht zu benehmen pflegen, daß sie sich nämlich ungern in's freie Feld wagen, sondern lieber aus dem Hinterhalte, hinter Mauern und Felsen gelagert, ihren Feind niederschießen, haben Manche auf Feigheit und Todesfurcht schließen wollen, allein dieser Schluß scheint unhaltbar. Man sollte beinahe glauben, daß durch das lange Zusammenleben mit den Türken, sich die Idee derselben, von einem unbeugsamen Fatum, dem Niemand entgehen kann, auch bei ihnen eingewurzelt hat. Ich sah in Nauplia einen Schiffer, einen jungen riesenhaften Kerl von 23 Jahren, der ungefähr zwanzig Mordthaten auf seinem Gewissen hatte, guillotiniren und bewunderte die Ruhe und Kälte, mit der er zum Tode ging. Auf dem Richtplatze angekommen, wurde ihm sein Urtheil, nicht im Auszuge, sondern mit der ganzen Aufzählung seiner Verbrechen, zwei Bogen lang, nochmals vorgelesen. Der Richter war während dieses Vorlesens bis zur Ohnmacht erschöpft und mußte sich mehreremal unterbrechen, während der Delinquent mit lächelndem Blick die Guillotine, ein für die Griechen bis dahin ganz unbekann-

tes Instrument, betrachtete. Als der Gerichtsdiener ihm die Fesseln nicht abzunehmen vermochte, setzte er sich ganz ruhig mit untergeschlagenen Beinen auf die gewöhnliche türkisch-griechische Art nieder, und half selbst dem Ungeschickten. Auf dem Schaffotte hielt er mit furchtloser, volltönender Stimme an die Zuschauer eine Rede, in welcher er sagte: „daß die Thaten, die er begangen, sonst nicht für Verbrechen gehalten worden — es wären Familien-Streitigkeiten, Privatrache gewesen. Jetzt, seitdem Griechenland einen König bekommen, hätten sich die Ansichten darüber verändert und gemäß diesen müsse er jetzt sterben." Dann wandte er sich gegen die vier Himmelsgegenden, der unermeßlichen Volksmenge, die rings auf den Felsen, ebenfalls sehr ruhig ihre Pfeifen rauchend, sich gelagert hatte, zurufend: „Verzeiht mir!" worauf das Volk im Chor antwortete: „Wir verzeihen Dir!" — Hierauf besah er noch mit lächelnder Neugier die Maschinerie des Mordinstruments und starb so ruhig, als ob er sich zum Mittagsschläfchen niederlegte. —

Drei griechische Kapitano's in ihren nationalen Fustanellen waren bei einem meiner Bekannten zum Besuch. Einer lehnte ruhig, seine Pfeife rauchend, an der Wand, der Andere saß schreibend am Tische, indeß einer von uns Deutschen dem Dritten eine Percussions-Pistole mit Versicherung zeigte. Bei der praktischen Erklärung, daß, obgleich das Gewehr geladen, es dennoch, wenn die Versicherung vorgeschoben, nicht losgehen könne, fuhr — in Folge einer

Unvorsichtigkeit — plötzlich der Schuß heraus, ging dem Schreibenden über den Kopf und schlug dem dritten über die faltige Fustanella in die Wand. Wäre dies einem Deutschen passirt, so zweifle ich nicht, daß er nicht wenig erschrocken und dann etwas grob gegen den Unvorsichtigen gewesen wäre. Anders benahmen sich die Griechen. Der bei der Pistole gestanden, meinte lächelnd: „daß der Versicherung doch nicht so ganz zu trauen seyn dürfte." Der Schreibende hob langsam den Kopf in die Höhe und schrieb dann ruhig weiter. Der Dritte rauchte sehr phlegmatisch fort und besah seine von einer Kugel und mehreren Schrotkörnern durchschossene Fustanella und dann die Wand, wohinein der Schuß gefahren, alles ohne ein Wort zu sagen. Keiner hatte die Farbe gewechselt oder das geringste Zeichen von Schreck oder Furcht geäußert.

Ein Philhellene versicherte mich, daß er noch nie so lange Schritte gemacht, wie damals, als er während des Befreiungskrieges an der offenen Thüre eines Pulvermagazins vorübergegangen und zehn Griechen um das offene Pulverfaß, Patronen füllend, sitzen sah, alle aber aus unverschlossenen Pfeifen Tabak rauchend. — Man wird mir zugeben, daß solche Beweise eben keine Todesfurcht andeuten. —

Einen unangenehmen Eindruck machen die blinden und verstümmelten Bettler, die man so häufig in Griechenland und besonders vor den Thoren der Hauptstadt, an den Promenaden findet. Es sind dieß größ-

tentheils Opfer der Grausamkeit des Egypters Ibrahim Pascha und seiner Mörderschaaren, die eine teuflische Lust daran fanden, den Griechen, welche lebendig in ihre Hände fielen, die Augen auszustechen, die Zunge auszuschneiden oder ihnen Arme und Beine abzuhacken. Es ist traurig, daß für diese wirklich Unglücklichen von der Regierung auch nicht das Mindeste gethan wird und sie nur durch die Gaben Mildgesinnter ihr Leben fristen. — Bei Manchen ist die Blindheit auch Folge der Sonnenstrahlen, die von den kahlen Felsen mit verdoppelter Kraft abprallend, das Licht der Augen verlöschten. Dazu kommt noch die in dieser Hinsicht unzweckmäßige Kopfbedeckung der Griechen, welche keinen Schirm hat und daher auch gegen die verderbliche Wirkung des Sonnenlichts gar nicht schützt. Der ausgezeichnete, deutsche Doctor Röser hat in der letzten Zeit mehreren durch seine gelungenen Operationen das köstliche Geschenk des Sehens wiedergegeben. Griechische Quacksalber, denen früher die Erblindeten in die Hände fielen, versuchten gewöhnlich mittelst eines Rasiermessers, fast ihr einziges chirurgisches Instrument, die Operation, die in der Regel so ausfiel, daß keine folgende mehr nöthig war. In der Arzneikunst sind überhaupt die Griechen keine großen Lichter. Bei allen Krankheiten ist es einer ihrer Heilversuche, daß sie — statt sich zur Ader zu lassen oder Blutegel zu setzen — sich ebenfalls mit dem Rasiermesser 20 bis 30 Einschnitte in den Füßen und Waden machen und dann eine Zeitlang die Wunden bluten lassen. Gewöhnlich vollziehen sie diese

Operation auf öffentlicher Straße vor den Augen der Vorübergehenden.

Beinahe zur Verzweiflung hat mich oft der Gesang der Griechen gebracht, der etwas über alle Beschreibung Ohrzerreißendes hat. Es ist ein Wimmern und Gurgeln durch die Kehle und Nase; den unbedingten Lobrednern der Griechen, die auch ihren Gesang loben, wünsche ich weiter nichts, als daß sie einige Wochen lang, nicht von den Furien, aber doch von dem hellenischen musikalischen Talent gepeinigt werden möchten. Meiner Meinung nach ist ein zärtliches Duett zwischen Hoffmanns Kater Murr und seiner geliebten Miesmies, vorgetragen in nächtlicher Stunde auf dem Dache des Hauses, noch immer himmlischer Sphärengesang gegen den Gesang der Griechen. Sie singen auch wohl italienische, durch die Schiffer herübergebrachte Volkslieder, aber ihr Gehör ist so schlecht, daß sie von keiner Melodie mehr, als die ersten Takte behalten, die dann unaufhörlich wiederholt werden. Eben so unerträglich ist der Gesang ihrer Priester, der den mit nur etwas musikalischem Sinn begabten Zuhörer den Himmel — ich meine die Kirche — zur Hölle machen kann.

Begab ich mich Abends auf den Weg nach Hause, so war die Hoffnung auf verschiedene zukünftige Dinge im Stande, mich melancholisch zu machen. Einmal die Aussicht, meinen Körper für die Nacht den gefräßigen Insekten zum willkommenen Soupér aufzutischen, dann diese Qual durch den Gesang der Griechen, die in einer naheliegenden Weinschenke oft die

ganze Nacht durch ihre musikalischen Uebungen hielten, vermehrt zu sehen, dann aber vorher auf der Straße noch mit den zudringlichen Buben, welche die Ruffianos machten, sich herumbalgen zu müssen. Gewöhnlich heben diese ihren Spruch in italienischer Sprache an und da hieß es dann: „Signor, una Mamsell!“ (dieß letzte Wort hielten sie für die Deutschen verständlicher, als ragazza) bella e sana! (beides war in der Regel nicht wahr). — Wollte man ihnen nicht Gehör schenken, so steigerten sie ihre Waarenanpreisungen durch: „una bella Turka!“ die sie selbst für appetitlicher als ihre Landsmänninnen hielten. Achtete man noch nicht darauf, so ging ihre Zudringlichkeit so weit, daß sie einen an den Arm faßten und mit Gewalt fortziehen wollten. Da mußte man denn seine Zuflucht zum Stocke nehmen und auf so hölzerne Art den Mäkler in die Flucht schlagen, der sich dann gewöhnlich durch Schimpfen rächte.

Der Grieche schimpft nicht nur mit Worten, sondern auch durch Pantomimen. Die größte Beschimpfung in der ersten Hinsicht ist das Wort: „Kerati!“ — Gehörnter! Hahnrei! — hinsichts der Patomime aber das Ausstrecken der fünf Finger gegen den zu Beschimpfenden. Es schlägt dieß in das Fach des Aberglaubens, der bei den Griechen noch tief eingewurzelt und durch welchen die Zahl fünf so verpönt und von so schlimmer Bedeutung ist, daß, wenn man gezwungen ist, sie zu nennen, gewöhnlich eine Entschuldigung oder Verwahrung gegen ihren bösen Einfluß

hinzugefügt wird. — Der Knoblauch wird von den Griechen als ein gutes Gegenmittel gegen Bezauberung und dergleichen angesehen; daß sie sich dieses Mittels oft bedienen, davon zeugt der Duft ihrer Atmosphäre, mit dem sie nicht nur die bösen Geister, sondern auch Menschen, deren Geruchsorgan noch nicht abgestorben ist, sich drei Schritte vom Leibe zu halten vermögen.

15.

Einzelnes nach der Thronbesteigung des Königs Otto niedergeschrieben.

Nachdem diese Zeilen niedergeschrieben waren, kam nach Deutschland die Kunde von der wirklichen Thronbesteigung des jungen Königs Otto. In eines Herrschers Herzen soll vor allem Gerechtigkeit und Gnade walten. Er hat sie bewiesen dadurch, daß er die unglücklichen Gefangenen Kolokotroni und Kaliopulos (Plaputas) aus dem Kerker erlöste. Für diese Handlung werden ihn die Segnungen, die das griechische Volk auf das Haupt des geliebten Königs herabflehten, reichlich lohnen, und in den beiden Männern, die er von der Schmach befreite, hat er sich gewiß feste Stützen seines Throns erworben. — Nicht in der Menge einer fremden Soldateska möge der junge Monarch die Schützer seiner Krone suchen, sondern in den Söhnen des Vaterlandes, die mit festeren Banden an den Boden, der sie erzeugte, gebunden sind,

als jene, die doch nur mehr oder weniger der Egoismus herbeiführte. Die fremde Truppenmacht kostet dem Staate allein fast so viel, wie seine ganzen Einkünfte betragen, und was hat sie genützt? Der für die Regierung unglückliche Feldzug in der Maina hat es bewiesen, daß nur Griechen zum Kampfe in diesem Lande brauchbar sind, fast gar nicht aber die fremden Soldaten, deren Natur, Sitten und Gewohnheiten sich Hindernisse in Menge entgegenstellten. Wir wissen ja, daß dieser Feldzug, der mit großem Geschrei begonnen, nicht durch die Gewalt der deutschen Bajonette, sondern durch eine Art von Vertrag mit den Mainotten beendet wurde, zu dem man wohl auch nicht einmal gelangt wäre, wenn nicht die nationalen Gensdarmen und Palikaren dazu geholfen hätten. — Wozu für eine Armee von 4000 Mann ein Offiziercorps von 10000 Mann? Daß es mit dem Avancement der Fremdlinge auf Kosten der Einheimischen gottlob in der Folge nicht mehr so fortgehen und Griechenland nicht mehr mit so gewaltig viel Majors und Obristlieutenants beglückt werden wird, wie man anfangs es machte, hat schon der Einspruch des Königs bewiesen, als ihm einige Monate vor seiner Thronbesteigung der Armeebefehl mit 120 Beförderungen von Fremden und nur zwei von Einheimischen vorgelegt wurde und er nur die zwei letzten genehmigte, die andern 120 aber sammt und sonders strich. — Man hofft allgemein, daß der König den größten Theil der Fremdenarmee nach abgelaufener vierjähriger Capitulation verabschieden wird, die, wie man berechnet

haben will, mehr Papier verschreibt, als die ganze übrige Verwaltung zusammen, und statt ihrer noch einige Bataillone alter, gedienter, für Griechenland brauchbarer Palikaren anwerben läßt, wodurch man zuerst mit der Hälfte des von den Fremden vergeudeten Geldes die bei weitem genügsamere griechische Soldateska unterhalten und so diese verdienten Vaterlandssöhne dem Hunger und Elend entreißen könnte, andern Theils aber noch so viel ersparen würde, um andere vernachlässigte Verwaltungszweige, z. B. das schon hier besprochene Schulwesen in die Höhe zu bringen.

Zwei Verordnungen, die nach der Thronbesteigung des Königs ins Leben getreten sind, haben uns höchlich befremdet, wollen sie aber nicht dem jungen Monarchen, sondern den Rathgebern, die ihm damit wahrlich keinen Dienst geleistet, zur Last legen. Es ist die Ernennung des vorigen Regentschaftspräsidenten Grafen Armansperg zum Erzkanzler des Reichs mit 40,000 Drachmen jährlichen Gehalts und dann die Entfernung Kolettis als Minister des Innern. Beide Maßregeln sind durchaus antinational. Die höchste Stelle neben dem griechischen Throne gebührte ohne Zweifel keinem Fremden, sondern einem Eingebornen. Und welche wirkliche Verdienste berechtigten diesen Fremden zu dieser Ernennung? Die Anleihe von 60 Millionen Franken ist unter seinem zweijährigen Präsidium verausgabt, ohne daß dem Lande dadurch ein reeller Nutzen erwachsen. Dieß möge genug sagen! — Koletti ist ein anerkannt recht-

licher Mann, einer von den Wenigen, die sich mit dem Schweiß des Landes nicht bereichert haben, er ist der Chef der nationalen Meinung und Gesinnung. Ihn entfernen, heißt die Nationalität und das Interesse des Landes nicht achten. — Welche Folgen dieß Verfahren haben dürfte, wird die Zukunft lehren. Doch wolle man diese in Deutschland nicht aus den Zeitungen lesen. Wir hoffen, daß doch in der Folge auch außerhalb der Zeitungen eine wahre Stimme uns das Wohl und Wehe Griechenlands mittheilen wird.

B S B
MÜNCHEN

Coburg und Leipzig,
Verlag der Sinner'schen Hof-Buchhandlung.
1 8 3 6.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tietz, Friedrich von

Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland entworfen wä
hrend des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834

Bd.: 2

Coburg [u.a.] 1836

It.sing. 1064 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468358-2